Paed. Pr.
2990.

Paed. Pr.
2990

Sammlung

von

Erzählungen

für

Kinder.

Salzburg 1814.

In der Mayrischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erzählungen.

I.

Von dem Vertrauen auf Gott.

Karl war zwölf Jahr alt, da seine Mutter starb, die als eine Wittwe bey der Theurung sich und ihr Kind kümmerlich ernähret hatte. Als sie starb, bezahlte die Herrschaft den Sarg, und der Seelsorger begrub sie umsonst. In der ersten Zeit nach ihrem Tode ging Karl bey guten Leuten im Dorfe herum, und bath um Brod; und both sich einem jeden, der ihm was gab, zu fleißigen Diensten an, wenn ihn nur jemand annehmen wollte. Dabey verließ er sich auf Gott, der ihm das Leben gegeben hatte, und ihm es gewiß auch gnädig erhalten würde: denn er war von seiner Mutter fromm und christlich erzogen. Endlich lenkte Gott das Herz des Herrn im Dorfe: er erbarmte sich seiner, und machte ihn zum Aufwärter bey seinem Sohne. Da er dann Erlaubniß bekam, täglich mit in die Schule zu gehen, und weil er Acht gab und fleißig war, so lernte er viel Gutes. Als er und sein junger Herr nun größer wurden, da rettete Karl durch seine Treue und Tapferkeit seinen jungen Herrn einst das Leben, und dieser setzte ihn, da sein Verwalter starb, an dessen Stelle über seine Güter;

denn Karl war klug und treu, und konnte fertig schreiben und rechnen.

Vertraue auf Gott; denn ihm ist's leicht, die Armen reich zu machen. Sirach 11. 21.

II.

Von der Liebe und Gehorsam der Kinder gegen ihre Aeltern und Vorgesetzte.

1.

Anne und Leopold liebten ihre Aeltern zärtlich, und wurden eben so zärtlich von ihren Aeltern wieder geliebt.

Seit einiger Zeit pflegten beyde, so oft sie ihr Frühstück genossen hatten, in den Garten zu laufen, und erst nach einer Weile zurück zu kommen, und ihr Geschäft anzufangen. Dieses nahm den Vater und die Mutter wunder: denn vorher waren beyde Kinder sehr fleißig gewesen, und hatten oft ihr Frühstück halb im Stiche gelassen, um desto geschwinder zu ihrer Arbeit und zum Lernen zu kommen.

Nun aber schien es, als wenn sie keine rechte Lust mehr hätten, sowohl zur Arbeit, als zum Lernen, weil sie immer in den Garten liefen. Das machte ihre guten Aeltern traurig; denn, sagten sie zu einander, wenn unsere Kinder den Müßiggang liebgewinnen, so wird nichts Gutes aus ihnen werden. Der Vater fragte sie zuweilen: Aber, Kinder! warum lauft ihr denn immer so frühe aus? Das könnte ja nachher geschehen, wenn eure Ar-

beit gethan ist. Allein die Kinder schwiegen still, und sagten nicht, was sie im Garten machten.

Endlich beschloß die Mutter, ihnen nachzugehen, um zu erfahren, was sie doch immer vorhaben möchten.

Sie sah am andern Morgen, daß Anne und Leopold nach einer dichten Laube liefen, die am Ende des Gartens stand. Sie ging also nach.

Da sie nun leise bis zur Laube hingegangen war, und an der Seite stand, wo sie eben durch das dicke Laubwerk ein wenig hinsehen konnte: Gott! was empfand da ihr mütterliches Herz, da sie die Kinder mit gefaltenen Händen knieend auf der Erde erblickte. Sie zitterte vor Freude, da sie hörte, daß Leopold zu Gott bethete, indem Anne ihm leise nachsprach:

„Ach du lieber Gott! laß doch unsere guten Aeltern noch lange nicht sterben! wir lieben sie ja gar zu sehr, und wollen ihnen gern Freude machen, wenn wir erst groß geworden sind. Ach! mache uns auch recht fromm und artig, daß unser Vater und unsere Mutter sich alle Tage über uns freuen mögen! Hörst du, lieber Gott! Wir wollen ja auch gern thun, was in deinen Gebothen steht.

Nach diesem Gebethe standen beyde auf, und liefen vergnügt und hurtig wieder zurück nach Hause.

Der Mutter flossen heisse Freudenthränen über die Wangen. Sie eilte zu ihrem Gatten, erzählte ihm, was sie gehört und gesehen hatte, und beyde waren darüber so vergnügt und glücklich, als wenn sie schon im Himmel wären.

Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf

daß du lange lebest, und es dir wohl ergehe auf Erden. Deut. 5, 16.

2.

Der arme Jakob, ein Taglöhner, hatte sechs Kinder, und es ward ihm sauer, sie zu ernähren. Zum Unglücke fiel eine theure Zeit ein, und das liebe Brod kostete noch einmal so viel, als vorher. Jakob arbeitete Tag und Nacht; aber es war ihm doch unmöglich, so viel zu verdienen, als er nöthig hatte, um seine hungrigen Kinder mit trocknem Brode zu sättigen.

Darüber ward er nun unaussprechlich betrübt. Er rief seine Kleinen zu sich, und sprach zu ihnen, indem die Thränen ihm über die Wangen flossen:

„Meine herzensliebe Kinder! das Brod ist so theuer geworden, daß ich mit aller meiner Arbeit nicht mehr so viel verdienen kann, als ihr braucht, um euch ganz satt zu essen. Seht, für ein einziges solches Brödchen muß ich alles Geld geben, was ich den ganzen Tag über verdient habe. Ihr müßt also zufrieden seyn, wenn ich künftig das Wenige unter euch vertheile. Es wird freylich nicht genug seyn, daß ihr satt werdet; aber es wird doch zureichen, daß ihr nicht vor Hunger sterbet."

Mehr konnte der arme Mann nicht sagen. Er sahe gen Himmel, und weinte.

Seine Kinder weinten auch, und jedes dachte bey sich selbst: Ach, du lieber Gott! hilf doch uns armen Kindern, hilf doch unserm armen Vater, und laß uns doch nicht verhungern!

Der Vater theilte jetzt das Brod in sechs gleiche Theile, und reichte sie den Kindern.

Aber einer von ihnen, der Gottlieb hieß, wollte sein Stückchen nicht annehmen, sondern sagte: Ich kann nicht essen, lieber Vater! weil ich krank bin. Eßt ihr mein Stückchen, oder theilt es unter die andern aus.

Armer Junge! Was fehlt dir dann? antwortete der Vater, indem er ihn in seine Arme nahm.

Ich bin krank, sagte Gottlieb, recht krank, ich will mich nur auf mein Strohbett legen. Und so legte er sich nieder.

Der bekümmerte Vater ging den andern Morgen hin zum Doktor, und bath ihn, er möchte doch so mitleidig seyn, und zu seinem kranken Kinde gehen, um ihm zu helfen.

Der Doktor, der ein frommer Mann war, that das gleich, ungeachtet er wohl wußte, daß er nichts dafür kriegen würde. Er besah den Kranken, fühlte an seinen Puls, konnte aber aus seiner Krankheit nicht recht klug werden. Indessen wollte er ihm doch etwas verschreiben.

Thun Sie das nicht, lieber Herr! sagte Gottlieb; denn ich würd' es doch nicht einnehmen.

Nicht einnehmen? antwortete der Doktor; und warum nicht?

Gottlieb. Fragen Sie mich nicht, lieber Herr! ich kann's Ihnen ja doch nicht sagen.

Doktor. Und warum nicht? Gottlieb! du scheinest mir ein unartiger Junge zu seyn.

Gottlieb. Lieber Herr Doktor! ich spreche wirklich nicht im Bösen so.

Doktor. Gut. Ich will dich nicht zwingen; aber ich werde es deinem Vater sagen; der mag sehen —

Gottlieb. Ach, um Gottes Willen nicht, bester Herr Doktor! daß doch ja mein lieber Vater nichts davon erfährt!

Doktor. Du bist ein wunderlicher Junge. Aber ich muß es ja deinem Vater melden, wenn du mir nicht gleich selbst sagst, warum du nichts einnehmen willst.

Gottlieb. Ach lieber Gott! so muß ich's Ihnen dann wohl sagen! Aber lassen Sie erst meine Brüder und Schwestern hinausgehen.

Der Doktor hieß die Kinder hinausgehen, und da sagte Gottlieb zu ihm: Sehen Sie nur, lieber Herr! mein armer Vater kann in dieser theuern Zeit täglich nicht mehr, als ein einziges Brödchen verdienen. Das will er unter uns vertheilen, und da kriegt jedes immer nur ein solch Stückchen, und er selbst nimmt wohl gar nichts davon. Das thut mir nun so wehe, daß der arme Vater, und meine armen Brüder und Schwestern hungern sollen; und da wollt ich lieber gar nicht essen, damit sie mein Stückchen unter sich theilen möchten. Sehen Sie, deßwegen habe ich gesagt, daß ich krank wäre, und daß ich nicht essen könnte. Aber daß es ja mein lieber Vater nicht erfährt!

Der Doktor trocknete sich die Augen, und sagte: Aber hungert dich dann nicht, mein Kind?

Gottlieb. Ach ja, mich hungert wohl recht sehr; aber das thut mir doch nicht so wehe, als wenn ich meinen guten Vater und meine Geschwister hungern sehen muß.

Doktor. Aber du wirst sterben, wenn du nichts genießest.

Gottlieb. Ich weiß wohl, lieber Herr! aber ich will auch gerne sterben: so hat ja mein Vater um ein Kind weniger zu sorgen, und ich bin ja bey dem lieben Gott, und bitte ihn, daß er meinem Vater und meinem Geschwister zu essen gebe.

Der rechtschaffene Doktor war außer sich für Mitleiden und Freude, da er das fromme Kind so reden hörte. Er nahm es in seine Arme, drückte es fest an seine Brust, und sagte: Nein, guter Junge, du sollst nicht sterben! Unser aller Vater, der liebe Gott, wird für dich und die Deinigen sorgen. Danke ihm, daß er mich zu euch geführet hat! Ich bin bald wieder bey dir.

Er lief nach Hause, bepackte einen Bedienten mit allerhand Speisen, und kam eiligst mit ihm zurück zu Gottlieb, und zu seinem hungrigen Geschwister.

Gottlieb mußte sich mit an den Tisch setzen, und alle assen, bis sie satt waren.

Das war einmal ein Anblick für den guten Doktor!

Da er weggehen wollte, sagte er zu Gottlieb, er sollte unbekümmert seyn, er wollte ferner für ihn sorgen. Das that dann der rechtschaffene Mann auch wirklich; er schickte alle Tage so viel zu essen, daß alle davon satt werden konnten. Andere gute Leute, die davon hörten, machten es eben so. Der Eine schickte Speisen, der Andere Geld, der Dritte Kleider, so, daß sie in kurzer Zeit mehr hatten, als sie brauchten.

Sogar der Fürst erfuhr, was Gottlieb für seinen Vater und für sein Geschwister hatte thun wollen, und freute sich sehr darüber. Er ließ Jakob zu sich holen, und sagte: Ihr habt einen wackern Sohn; daraus vermuthe ich, daß ihr selbst ein guter Vater seyn müßt. Ich habe befohlen, daß euch alle Jahre in meinem Namen hundert Thaler ausgezahlt werden sollen. Eure Kinder, besonders Gottlieb, sollen in allen nützlichen Künsten und Wissenschaften unterwiesen werden; und wenn sie dann was rechtes werden gelernet haben, so nehm' ich es über mich, sie zu versorgen.

Jakob ging gerührt nach Hause, und dankte Gott auf seinen Knieen, daß er ihm einen so guten Sohn gegeben hatte.

III.

Vom Ungehorsam der Kinder gegen Aeltern und Vorgesetzte.

1.

Julchen war schon fünf Jahre alt, und hatte noch nicht einmal gelernt, gehorsam zu seyn. Könnt ihr's glauben, Kinder?

Eines Tages wollte ihre Mutter aufs Land reisen, und Julchen sollte unterdessen zu Hause bleiben. Warum? Weil man sich auf ihre Folgsamkeit noch nicht verlassen konnte, und weil die Mutter an dem fremden Orte nicht Zeit hatte, auf sie Acht zu geben. Die Mutter wollte aber bey dieser Gelegenheit erfahren, ob sie ihr Töchterchen wohl ein andermal mitnehmen dürfte: deßwegen stellte sie es auf die Probe.

Hör, Julchen, sagte sie, hier laß ich dir ein Kästchen zurück, und da hast du den Schlüssel dazu.

Julchen. Was soll ich damit, liebe Mutter?

Mutter. Du sollst das Kästchen hier auf dem Tische stehen lassen, und es nicht eher eröffnen, bis deine Hofmeisterin kömmt, um es aufzuschliessen. Verstehst du, Kleine?

Julchen. O ja, liebe Mutter! ich soll das Kästchen nicht aufschließen, bis meine Hofmeisterin kömmt.

Mutter. Wirst du dann das auch halten?

Julchen. Ganz gewiß, liebe Mutter!

Mutter. Nun, wenn du folgsam bist, so sollst du auch ein paar schöne Täubchen haben, die du dir schon so lange gewünschet hast.

Julchen. O je! O je! das soll einmal eine Freude seyn! Aber was ist denn da in der gläsernen Flasche, die dabey steht?

Mutter. Schöne süsse Schafmilch, die sollst du diesen Mittag zu Erdbeeren essen.

Julchen. Das ist herrlich!

Die Mutter küßte sie hierauf, und fuhr fort.

Nun war Julchen sehr begierig zu wissen, was doch in dem Kästchen seyn möchte; aber die Hofmeisterin konnte noch nicht kommen. Sie wartete wohl eine Viertelstunde, und wußte sich vor Ungeduld nicht zu helfen; aber die Hofmeisterin blieb aus. Sie lief aus der Stube in die Kammer, aus der Kammer in die Küche; aber da war keine Hofmeisterin zu sehen, und zu hören.

Sie kam zurück in die Stube; besahe, befühlte,

beroch das Kästchen. Aber das half alles nicht; sie konnte nicht erforschen, was darin wäre. Endlich riß ihr die Geduld: sie vergaß das Verboth der Mutter, steckte den Schlüssel hinein, drehte, der Deckel sprang auf, und — Hu! flogen ein paar bunte allerliebste Tauben heraus.

Hurtig wollte Julchen sie fangen, um sie wieder einzusperren; aber sie flatterten umher, warfen die Flasche mit der Schafmilch entzwey, und husch! da waren sie zum offenen Fenster hinaus.

Und was hatte nun Julchen von ihrem Ungehorsam?

Die schönen Tauben waren fort; die süsse Schafmilch lag auf der Erde; für Julchen gab's diesen ganzen Tag nichts, als Brod und Wasser. Und da ihre Mutter die Geschichte hörte, sah sie wohl ein, daß sie ihr leichtsinniges Töchterchen in langer Zeit noch nicht mit aufs Land nehmen könnte.

So gehts, ihr Kinderchen, wenn man nicht gehorsam ist.

2.

Es waren zween Brüder, der älteste mochte ungefähr eilf, der jüngste zehn Jahr alt seyn. Beyde wurden von ihren Eltern gar sehr geliebt. Ihr Vater, der ein Kaufmann war, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde thun. Er pflegte alsdann zu seiner Vertheidigung gegen Strassenräuber ein paar geladene Pistolen mit sich zu führen. Wann er zurück kam, schoß er diese gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit niemand sich oder andern Schaden thun möchte. Dem ungeachtet

verboth er seinen Söhnen oft, sowohl diese Pistolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wüßten. Ueberhaupt gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen seyn würden, mit dergleichen Gewehren niemahls zu spaßen, weil daraus schon oftmals großes Unglück entstanden wäre.

Nach einigen Tagen kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück; aber weil er in Kurzem wieder von neuem abzureisen gedachte, so hatte er dießmal seine Pistolen nicht losgeschossen. Er legte sie in seine Kammer. Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht; denn er hatte es ihnen ja ein für allemal verbothen.

Aber was geschah! Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Christian (so hießen die beyden Knaben) in eben dieser Kammer. Die Pistolen lagen auf dem Tische. Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andere reichte. Du! antwortete Christian, weißt du nicht, daß es uns verbothen ist, die Pistolen anzurühren? — Wohl wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind, und verderben werden wir ja auch nichts daran. Sieh, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß. Und so zog er den Hahn an beyden Pistolen auf. Nun stelle dich daher und gib Acht, wie ich kommandire. Wenn ich Feuer rufe, so mußt du abdrücken. Schon standen beyde einander gegenüber, und Wilhelm kom-

mandirte: Achtung! Präsentirt das Gewehr! Legt an! Feuer! — Mit diesen Worten drückten beyde los, und beyde fielen nieder, und wälzten sich in ihrem Blute. Auf den Knall der beyden Pistolen kam die Mutter voll Bestürzung herbeygerannt, und, o Himmel, welcher Anblick! Ohnmächtig sank sie bey ihren Kindern nieder, die in diesem Augenblick den letzten Athemzug thaten. Da sie von dem herbeygelaufenen Hausgesinde wieder zu sich gebracht wurde, waren sie schon verschieden.

Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bey seiner Zuhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

Kinder, wenn ihr euch selbst nicht schaden wollet: so seyd euren Eltern und Vorgesetzten niemals ungehorsam.

IV.

Von der Vortreflichkeit der Gesundheit.

1.

Ein gewisser Kaufmann hatte eine ansehnliche Handlung, die ihm, so lange er gesund war, so viel einbrachte, daß er nicht nur davon einkaufen konnte, was für ihn und seine Familie nöthig war, sondern die ihm auch vieles zur Beförderung seines Vergnügens und seiner Bequemlichkeit verschaffte. Aber einst tanzte er, erhitzte sich, beging dabey die Unvorsichtigkeit, daß er sich aufknöpfte, ans Fenster trat, und ein Glas voll kaltes Wasser austrank. Dieß zog ihm eine Krankheit zu, die ihn

außer Stand setzte, sich seiner Handlung selbst anzunehmen; und nun ging alles rückwärts.

Er hatte einen Buchhalter, dem er nun alles überlassen mußte. Der war nun zum Unglück ein böser Mensch; er versäumte nicht nur seine Geschäfte, sondern bestahl ihn über dieses, und betrog auch andere unter dem Nahmen seines Herrn. Dieser wurde in den vier ersten Jahren seiner Krankheit so arm, daß er alles verkaufen, und seinen Handel aufgeben mußte. Hätte er die Betrügereyen seines Buchhalters ehe gemerkt: so würde es so weit nicht gekommen seyn. Aber zum Unglück traute er dem Menschen zu viel, ohne ihn vorher recht geprüft zu haben. Endlich wurde es immer schlechter und schlechter mit ihm. Der Arzt, der ein mitleidiger Mann war, that zwar unentgeltlich sein möglichstes, um ihn zu retten; aber vergebens. Nachdem der arme Kranke sich noch ein Jahr lang gequälet hatte, mußte er sterben.

2.

Herr Oront hatte zwar viel Geld; er verzärtelte aber seine Kinder doch nicht, wie oft die Reichen zu thun pflegen. Sie bekamen nichts, oder doch sehr selten, von den ausländischen Getränken, wodurch viele Kindermägen geschwächt werden, und ihr Blut erhitzt wird. Eine Schale Wasser war des Morgens ihr erster Trank. Ihre gewöhnlichen Mahlzeiten bestunden aus Gemüse und Obst; nur selten genossen sie Fleisch. Sie waren gewohnt im kalten Wasser sich zu waschen, im kalten Zim-

mer und ungewärmten Betten zu schlafen, und Wind und Regen auszuhalten.

Bey dieser Lebensart waren die Kinder frisch und gesund. Sie glaubten aber doch, daß sie es nicht so gut hätten, wie Herrn Weichlings Kinder, die Kaffee, Thee, Torte, und allerley Näschereyen bekamen, so viel sie wollten; denen des Morgens das Waschwasser, des Abends das Bett gewärmet wurde, und die nicht ausgehen durften, wenn die Witterung einigermaßen unfreundlich war.

Sie klagten es sogar einmal dem Vater, und wünschten, daß sie es eben so gut, wie die kleinen Weichlinge haben möchten. Da besuchte Herr Dront einmal Herrn Weichling, und nahm seine Kinder mit sich. Bey ihrem Eintritte in die Stube kamen ihnen drey elende gelbe Kinder entgegen, die blaue Lippen, eingefallene Augen, schwarze faule Zähne hatten, und so kraftlos waren, als wenn sie sich nicht satt essen dürften. Die Frau Weichlinginn klagte mit Thränen, daß das vierte Kind schon seit acht Tagen im Bette bleiben müßte. Hierauf nahm sie ein großes Arzneyglas, und zwang ihre Kinder, davon einzunehmen; auch gab sie ihnen sonst, wenn sie über Uebelkeiten klagten, verschiedene gebrannte Geister.

Bey Tische konnten Weichlings Kinder wenig essen; ihre Gäste aber genossen mit munterm Gesichte von allem, was aufgetragen wurde. Als sie unter andern saure Gurken mit großem Appetit verzehrten, so fragte die Frau Weichlinginn ängstlich, ob ihnen das nicht schade: sie dächte, ihre Kinder

würden sterben müssen, wenn sie nur ein Schnittchen von einer so unverdaulichen Kost verzehrten. Noch mehr verwunderte sie sich, da sie sah, daß Oronts kleiner Karl ein Glas kaltes Bier austrank; sie bestrafte ihn sogar deswegen, und sagte, daß er ein andermal sein Glas fein auf den Ofen setzen, und wärmen sollte, damit er nicht etwa den Husten bekäme.

Nach aufgehobener Tafel nahm Herr Oront mit seinen Kindern Abschied, und ließ sie, als er nach Hause kam, wie gewöhnlich in ihre kalten Bette gehen. Des Morgens kamen sie munter wie die jungen Rehe gesprungen. Ihre Wangen blühten wie die Rosen, und aus ihren Augen blitzte jugendliches Feuer. Ey, wie freue ich mich, sagte der Vater, daß ich so gesunde und muntere Kinder habe! Wie sehr würde es mich dauern, wenn ihr so elend wie Weichlings Kinder wäret. Was meint ihr wohl von diesen Kindern? Ach! antwortete Philippine, das waren arme Kinder. Sie sahen ja aus, als wenn sie im Grabe gelegen hätten: sie konnten ja von den aufgetragenen Speisen fast gar nichts genießen. Ich möchte nicht an ihrer Stelle seyn, und wenn man mir tausend Thaler geben wollte. Aber, fuhr der Vater fort, wenn ich dich und deine Geschwister nun eben so, wie diese, verpflegen ließ; wenn ich dein Waschwasser, dein Getränke, dein Schlafgemach und Bette wärmen ließ; wenn ich statt deines Butterbrodes dir Kaffee und Gebackenes, statt der Erbsen, wie wir zu Mittag essen werden, eine Pastete

oder sonst etwas leckerhaftes zurichten ließ, möchtest du alsdann nicht an der Stelle der kleinen Weichlinge seyn? Nein, mein lieber Vater! schrie Philippine: lieber will ich frieren, und mit der elendesten Kost vorlieb nehmen, als bey guten Bissen und einem gewärmten Bette ein krankes, elendes Mädchen seyn.

Das ist mir lieb, sagte der Vater, daß meine liebe Philippine die Gesundheit, die sie genießt, so hoch zu schätzen weiß. Nun wird sie sich wohl nicht wieder beklagen, wenn sie in das kalte Bette gehen, und mit schlechter Kost vorlieb nehmen muß. In der That beklagten sich die Kinder auch niemals wieder über ihren Vater: sie wurden immer mehr überzeugt, daß ers gut mit ihnen meine.

Nach etlichen Tagen starb das Kind des Herrn Weichlings, welches sie krank verlassen hatten. Zwey von den übrigen hatten das Jahr darauf das nämliche Schicksal. Sie sahen einst einige Knaben vor ihrem Fenster mit Schlitten fahren. Sie bekamen Lust, an ihren Vergnügungen Antheil zu nehmen. Sie schlichen sich heimlich zu ihnen, fuhren eine halbe Stunde mit ihnen herum, kamen aber alsdann ganz ohne Athem zurück. Der Schweiß war ihnen zurückgeschlagen. Ihre Mutter legte sie zwar in das Bette, ließ einheitzen und Thee machen. Es wollte aber nichts anschlagen: sie starben beyde nach wenig Tagen an einem Steckflusse. Das älteste von diesen armen Kindern blieb zwar am Leben; aber es wurde ein elendes Männchen. In seinem vier und zwanzigsten

Jahre war er so zusammengeschrumpft und kraftlos, wie ein Greis von achtzig Jahren. Er trug das Jahr hindurch wenigstens neun Monate eine Weste mit Pelz gefüttert, und Pelzstiefeln, ließ eben so lange einheitzen, und beklagte sich doch immer, daß er nicht warm werden könnte. Sein Magen war so schwach, daß er nichts als Suppen, Kalbfleisch, Lammfleisch, junge Hüner oder Tauben ertragen konnte. Die Borsdorferäpfel mußte er sich braten lassen, sonst bekam er Drücken, und der Bierkrug mußte erst an das Feuer gesetzt werden, weil frisches Bier, wie er sagte, den Magen erkaltet. Einmal wär er bald gestorben, da er sich hatte gelüsten lassen, ein Schnittchen Schunken zu geniessen.

3.

Albert war der liebenswürdigste Knab, und gerade in euerm Alter. Er konnte schön schreiben, rein lesen, und wohl selbst etwas aufsetzen. Wenn er eine schöne Geschichte hörte, oder sonst etwas schönes sah, das ihm gefiel, so schrieb er es gleich nieder, und zeigte es seinen Aeltern und Lehrmeister. Ueberhaupt war er still und bescheiden, und so gutherzig, daß er keinen Wurm trat, der unter seine Füsse kam, und ihm nichts leids zufügte. Mit einem Wort, wer ihn nur ansah, der sagte bey sich selbst: Albert wird noch ein großer Mann werden. Einst trug sichs zu, daß er mit andern Schülern Ball spielte, nahe bey einem Hause, hinter welchem ein Brunnen stund. Albert dürstete, denn er hatte sich sehr erhitzt; und da er des Brun-

nens gewahr worden, schlich er sich unvermerkt hinter das Haus. Wohl fielen ihm die Lehren ein, welche man ihm sehr oft gegeben hatte, daß er nicht trinken sollte, wenn er erhitzt sey, weil es ihm schaden würde; aber, sagte er bey sich, es sieht mich hier niemand, und trank. Eine Zeit hernach sah Albert schon bleich aus, seine gesunde Farbe und sein Fleisch schwand, und so nahm auch die Lust zum Lesen und Schreiben ab. Es freute ihn nichts mehr, er war stets verdrüßlich nnd mürrisch; man wußte gar nicht, wie man das nehmen sollte. Je mehr die Lunge zu faulen anfieng, desto elender ward es zusehends mit Alberten. Der peinliche Husten quälte ihn Tag und Nacht, und nun sah man freylich, wo es fehlte; aber es war zu spät. Ich kann euch nicht sagen, wie er darüber weinte; aber niemand konnte ihm helfen. Sein Vater und seine Mutter, und seine Geschwister stunden um sein Bett herum und weinten; aber sie konnten ihm nicht helfen. Was noch zuletzt schön und lobenswürdig war, ist, daß er seine Aeltern bath, sie möchten mir dieses alles sagen, damit ich's euch wieder sagen sollte. Ein einziger Trunk hat ihn ins Grab gebracht; und wenn ich zuweilen vorbeygehe, so bleib ich oft wehemüthig stehen, und sage zu mir selbst: Ach! (ich wünsche dann, daß ihr es alle hören möchtet) hier liegt Albert, den ein einziger Trunk ins frühe Grab gebracht hat.

4.

Der kleine Peter meinte, es sey alles gut zu essen, was nur wohl schmeckt; aber er erfuhr das

Gegentheil. Er ging auf dem Felde spazieren, und fand eine Art schwarzer Beeren, welche zwar süß schmeckten, aber giftig waren. Ein anderer Knabe warnte ihn, und sagte: Er möchte diese Beeren nicht essen, weil er sie nicht kenne. Allein Peter ließ sich nicht warnen, sondern aß so viel davon, daß er innerhalb wenig Stunden unter den größten Leibesschmerzen sterben mußte.

Kinder lernt schon in eurer Jugend sorgfältig auf eure Gesundheit sehn, wenn ihr zu höhern Geschäften nicht untauglich, und in euern besten Jahren müheselig seyn, oder gar erbärmlich dahin sterben wollet.

V.

Von dem großen Werthe gesunder und geschickter Kinder.

1.

Im vorigen Jahrhundert lebte in Deutschland ein Edelmann, um dessen Tochter sich ein reicher und vornehmer junger Herr bewarb. Der Vater fragte ihn, wie er denn seine Tochter ernähren wollte, wenn er sie geheirathet hätte.

Er antwortete, er würde sie so halten, wie es sich für ihren Stand schicke. Aber wovon? fragte der Alte wieder. Nun, erwiederte der Jüngling, Sie wissen ja, daß ich große Güter besitze, die meine Aeltern mir hinterlassen haben. Ich weiß es, fuhr der Alte fort; aber ich möchte wissen, ob Sie denn nichts haben, das sicherer, als alle Güter wäre, und was ihnen niemand rauben könnte.

Jüngling. Ich verstehe Sie nicht recht.

Edelmann. Nun so muß ich mich wohl erklären. Können Sie ein Handwerk?

Jüngling. Nein.

Edelmann. Nun so können Sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden.

Jüngling. Und die Ursache?

Edelmann. Ist, weil ich diese keinem andern, als einem solchen zu geben gedenke, der ein Handwerk, oder eine Kunst versteht, wodurch er sich und seine Frau ernähren kann, wenn seine Güter einmal verloren gehen sollten.

Jüngling. Darf ich mir ein Jahr zur Frist ausbitten?

Edelmann. Meine Tochter soll bis dahin ledig bleiben.

Der Jüngling eilte, suchte den besten Korbmacher auf, begab sich bey ihm in die Lehre, und ward mit einem halben Jahre geschickter, als sein Meister. Mit einem von ihm verfertigten schönen Körbchen in der Hand, ging er nun wieder zu dem Edelmann, und erhielt, was er wünschte.

Einige Jahre hernach entstand ein Krieg. Beyde, Vater und Schwiegersohn, wurden von ihren Gütern vertrieben, mußten alles, was sie hatten, im Stich lassen, und nach Holland flüchten. Und da ernährte nun der junge Mann seinen Schwiegervater sowohl, als auch seine ganze Familie durch sein Korbmachen. Noch jetzt schreiben es die Holländer diesem jungen deutschen Edelmann zu, daß man so künstliche Korbarbeit bey ihnen machen kann.

Merkt euch diese Geschichte, ihr jungen Leser! und bemühet euch gleichfalls, wer auch eure Aeltern seyn mögen, irgend ein Handwerk oder eine Kunst zu lernen, wodurch ihr einmal euch ernähren könnt, wenn alles andere verloren geht. Dieß wird überdem seinen großen vielfachen Nutzen haben, auch wenn ihr nie davon Gebrauch machen dürft.

VI.

Von der Vortrefflichkeit der Arbeitsamkeit.

Emilie hatte eine Mutter, die liebte den Fleiß, und war eine große Freundinn der Arbeitsamkeit. Die Tochter war es nicht; auch ward es ihr schwer der Mutter zu glauben, wenn sie ihr von dem Vergnügen des Fleißes, und von der Unlust erzählte, die mit der Trägheit verbunden ist. Zwar arbeitete sie, so oft es die Mutter befahl, denn des Gehorsams war sie gewohnt; aber man denke selbst, wie wenig es ihr glückte, da sie immer mit Unmuth daranging.

Liebes Mädchen, sagte dann oft die Mutter, wenn sie sie mit hängendem Kopfe und verdrüßlichem Gesichte arbeiten sah, liebes Mädchen, möchtest du doch einmal selbst erfahren, welche Glückseligkeit die Arbeit, und welch ein unleidentlicher Zustand die Unthätigkeit sey! Ihr liebvoller Wunsch ward erfüllet.

Als Emilie eilf Jahr alt war, reisete sie einmal über Land; die Mutter versah sich mit allerley Arbeitszeuge, und rieth Emilien das auch zu

thun. Sie wollt es thun. Aber wie leicht vergißt man, was man ungern thut! sie that es nicht.

Die Reise ging ziemlich weit. Als sie unter Wegs waren, fiel ein so heftiges Regenwetter ein, daß sie in dem offenen Wagen ihre Reise nicht fortsetzen konnten, und in einem Dorfe besser Wetter abwarten mußten. Weil für sie im dortigen Gasthofe Platz mangelte, so ließen sie bloß den Wagen darin, und kehrten bey einer gutherzigen Alten ein, die ihnen Bett und Kämmerchen einräumte. Das war aber auch das einzige, was sie hatte. Sie selbst blieb bey ihren Gästen; ein Spinnrad war ihre ganze Beschäftigung. Wie wohl that es nun der Mutter, Arbeit bey sich zu haben! Sie unterredete sich mit der guten Alten, und unter Gespräch und Arbeit flog der lange Herbstabend dahin.

Die arme Emilie hatte nun kein Geschäft, und weil die Alte von nichts weiter zu sprechen wußte, als von ihren Arbeiten: so fand sie auch an diesem Gespräche kein Wohlgefallen. Kaum könnt ihr es euch vorstellen, ihr Lieben, die ihr zur Arbeit gewöhnt seyd, welche traurige Langweile sie fühlte. Unter vielen Murren und Seufzen über das widerwärtige Wetter verbrachte sie den Abend, und höchst unzufrieden mit sich selbst schlief sie ein. Mit welcher Freude erwachte sie den nächsten Morgen, als sie den Himmel heller sah! mit welcher Ungeduld hoffte sie, daß der Wagen zur Reise bespannt würde! Jetzt war er fertig; und froh, und unter vielen Danksagungen schieden Mutter und Tochter von der treuherzigen Alten.

Die Fahrt ging ein wenig uneben, denn durch das heftige Regenwetter war die Strasse tief und unwegsam geworden. Als sie beynah eine Meile gefahren waren, brach ein Rad am Wagen. Er fiel; doch kamen sie beyde unbeschädigt davon. Nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatten, ward die Mutter gewahr, daß zum guten Glücke ein Dorf in der Nähe sey. Sie nahm Emilien mit sich, und ging dahin, um ihrem Kutscher Hilfe zu schaffen. In diesem Dörfchen nun wohnte weder Schmied, noch Radmacher. Es dauerte also ein paar Tage, ehe der Wagen wieder in Stand gesetzt werden konnte.

Die arme Emilie! wie seufzte, wie jammerte sie vor langer Weile! und wer konnte ihr helfen? Die Mutter nicht, so lieb sie sie auch hatte. Von ihrer Arbeit konnte sie ihr keine geben: denn die hatte Emilie nie lernen mögen.

Nun fing sie an den Werth des Fleißes zu fühlen. Ganz beschämt sagte sie zur Mutter: Ach ich habs verdient, liebe Mutter, von dieser traurigen Langweile gequält zu werden! Nun erst weiß ich, wie gut du es mit mir meintest, wenn du mich zur Arbeit anhieltest! Gewiß hier hieng sie sich an der Mutter Arm, und drückte ihre Hand fest an sich, gewiß sollen deine Ermahnungen nicht wieder vergebens seyn! Ich kenne nun das Unleidliche des Müssiggangs. Ich entsage ihm von heute an; und, indem sie der Mutter Hand mit Thränen begoß, verzeihe mir, daß ich dich gekränkt habe! Nie, nie thue ich es wieder. Man sagt, sie hab' es nie wieder gethan.

Kinder! lernt schon frühzeitig arbeitsam seyn; denn Liebe zur Arbeitsamkeit und Fleiß wird euch einst glücklich machen.

VII.

Von den traurigen Folgen der Faulheit und des Müssiggangs.

1.

Der Taglöhner Trägemann war läßig und faul. Zur Arbeit wollte kein Mensch ihn haben; denn er hinderte nur die andern: und wer denn doch Arbeit von ihm gethan haben wollte, der mußte gewiß auch jemand bey ihm zur Aufsicht stellen.

Da ihm nun keiner gern etwas zu verdienen gab, ausser im Nothfall, wenn kein anderer zu haben war: so verdiente Trägemann auch wenig, konnte sich nichts zu Guten thun, kam immer mehr und mehr von Kräften, und die Arbeit ward ihm von Tag zu Tage saurer. Davon wurde er nun endlich auch verdrüßlich, mürrisch, neidisch und zänkisch gegen jedermann. Mit seinem Weibe, die mit den Kindern seiner Faulheit wegen oft kein Brod hatte, führte er die unzufriedenste Ehe, und man sah ihm das Elend und den Mangel an. Einst, als sie des Abends von der Arbeit zu Hause gingen, klagte er gegen einen andern fleißigen Taglöhner, und sprach: Wir armen Taglöhner! uns geht es recht übel! Nein, antwortete der andere, nur den Faulen unter uns geht es so schlecht. Wer arbeiten kann und will, dem mangelt nichts, als das, was überflüßig und also entbehrlich ist.

2.

Klaus bezeigte von Jugend auf Abneigung gegen die Arbeit. Er wußte immer durch allerhand Entschuldigungen sich den Geschäften zu entziehen, die seine Lehrer ihm aufgetragen hatten. Dabey befand er sich nun gar nicht wohl. Seine Mitschüler kamen ihm nach und nach in Geschicklichkeit und Kenntnissen alle zuvor, und er verlor die Liebe und Achtung seiner Lehrer immer mehr. Weil er vor langer Weile immer nicht wußte, was er vornehmen sollte, so verfiel er auf allerhand Muthwillen, beunruhigte seine Mitschüler, und beschädigte ihre Sachen. Dafür mußte er immer Strafe leiden; und wenn andere sich freueten, so saß er in einem Winkel und weinte.

Da er größer war, war sein Abscheu gegen die Arbeit noch größer; denn weil er sich nicht zur selben gewöhnt, auch nicht gelernet hatte, wie man ein Geschäft angreifen müsse, so wurde ihm alles, was er vornahm, schwer. Da er aber doch nicht immer müssig seyn konnte, so suchte er sich allerley Zeitvertreib zu machen, der für ihn immer verdrüßliche Folgen hatte. Er besuchte Gesellschaften, wo stark getrunken wurde, oder ging in Häuser, wo man stark spielte, und wo er oft ganze Nächte zubrachte. Dadurch wurde nicht nur sein Vermögen nach und nach erschöpft, sondern auch seine Gesundheit geschwächt. Und er starb an einer Auszehrung im dreyßigsten Jahre in sehr dürftigen Umständen. Wie glücklich hätte dieser Mensch werden, und wie viel Gutes hätte er stiften können, wenn er der Faulheit nicht ergeben gewesen wäre!

Kinder, fliehet den Müssiggang! wenn ihr nicht einst die traurigsten Folgen davon erleben wollt.

Armuth ist ein Gefährte der Faulheit. Spr. Sal. 6. 6. — 11. 14. 23.

VIII.

Von dem Anhalten und der Beständigkeit in allen seinen Bemühungen.

Leopold hatte seit etlichen Tagen seinen kleinen Freund Christian nicht gesehen, und kam jetzt, ihn zu besuchen. Er glaubte durch seinen Besuch große Freude bey Christian zu veranlassen. Er irrte sich aber. Als er zu ihm in die Stube trat, saß er ganz betrübt am Tische, und hatte den Kopf in die Hand gelegt. Ganz unmuthig fragte er: Was bringst du mir dann? Ich will dich besuchen, sagte Leopold. Ich glaube aber, du siehst mich nicht gern. Du bist ja so verdrüßlich. Bist du etwa krank? oder sind deine Aeltern mit dir nicht zufrieden? oder hat dich jemand beleidigt?

Ach, nichts von allem diesem! sagte Christian; ich habe nur gar zu viel zu thun. Da hat mir mein Vater ein Buch gegeben, daraus soll ich ihm etwas abschreiben. Sieh nur einmal den großen Fleck: hier die ganze Seite, und auch diese halb. Wann will ich denn damit fertig werden? da kann ich ja auch nicht einen Augenblick spielen. Wenn du weiter keinen Kummer hast, sagte Leopold, so will ich dir bald helfen. Such nur gleich Feder, Dinte und Papier herbey! Setze dich hin, und schreibe, und geh

nicht eher von der Stelle, bis du mit deiner Arbeit fertig bist. Da wirst du sie bald endigen, und das Herz wird dir hernach recht leicht werden. Dieses habe ich von meinem Lehrer gelernt. Dieser sagte mir immer, so lange man ein schweres Geschäft vor sich habe, würde man niemals recht vergnügt seyn. Deßwegen müßte man es frisch angreifen, so käme es bald zu Ende; und wenn es zu Ende wäre, so hätte man allemal darüber eine große Freude.

Das ist ja aber auch gar zu viel, fuhr Christian fort. Das kann ich ja unmöglich alles schreiben. Sieh nur! eine Seite, und wiederum eine halbe Seite! Er wurde darüber so wehemüthig, daß er wirklich den Mund verzog, und anfing zu weinen. Je mehr du zu schreiben hast, Närrchen, antwortete ihm Leopold, desto länger mußt du daran bleiben. Wenn du den ganzen Tag den Kopf in die Hände legtest, und das ganze Schnupftuch vollweintest, so bringst du doch keine Zeile fertig. Frisch! setze dich hin, und schreibe! Ich will mich so lange in diese Ecke setzen, und etwas in deinen Büchern lesen, bis du fertig bist.

Wirklich setzte sich Leopold in eine Ecke, sprach kein Wort mehr, sondern las in einem Buche. Christian aber that einen Seufzer, nahm die Feder, und schrieb, und sprach kein Wort mehr. Und je länger er schrieb, desto mehr nahmen die Zeilen ab, die er abschreiben sollte. Er merkte es, und wurde dadurch geneigt, immer eifriger im Schreiben fortzufahren. Kaum war eine halbe Stunde vorbey, so rief er: Punktum! ich bin fertig! sprang vom Stuh-

le auf, umarmte seinen Freund Leopold, dankte ihm für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, und spielte noch ein paar Stunden recht vergnügt mit ihm auf dem Damenbrette.

Kinder! seyd anhaltend in dem, was ihr lernen müßt, oder freywillig selbst lernen wollt, in eurer Arbeit und euern Geschäften: und ihr werdet die Beschwerlichkeiten des Lernens, der Arbeit und eurer Geschäfte mit Glücke besiegen.

IX.

Von den unangenehmen Folgen der Unbeständigkeit.

Melchior besuchte einmal seinen Freund Ferdinand. Dieser zeigte ihm eine Menge Zeichnungen von Häusern, Thieren und Menschen, die er seit einiger Zeit verfertiget hatte. Diese gefielen Melchiorn so wohl, daß sogleich bey ihm die Begierde entstund, das Zeichnen auch zu lernen. Mit dieser Begierde kam er nach Hause, fiel seinem Vater um den Hals, und bath, ihm einen Zeichnungsmeister zu halten. Der Vater, der seinem Sohn gern so viel Freude machte, als nur möglich, versprach ihm wöchentlich zwey Stunden Unterricht geben zu lassen. Damit war aber Melchior nicht zufrieden, sondern verlangte täglich so viel Stunden. Der Vater gestund ihm auf sein anhaltendes Bitten täglich eine Stunde zu.

Das war eine herzliche Freude. Melchior war nicht nur in der Stunde sehr aufmerksam, sondern auch außer derselben. Alle Papiere, die er fand,

bemahlte er mit Blumen, Früchten, und andern Figuren.

Nach einiger Zeit verglich er seine Zeichnungen mit denen, die Ferdinand verfertiget hatte, und fand, daß diese weit besser waren. Das verdroß ihn. Er machte noch einige Versuche, ihm beyzukommen; da sie ihm aber nicht gelangen, so war ihm das Zeichnen eine unangenehme Beschäftigung. Er sah den Zeichenmeister mit Widerwillen kommen, machte die aufgegebenen Arbeiten nachläßig, und wenn der Unterricht vorbey war, so ließ er sie ganz aus den Gedanken. Unterdessen sah er, daß sein kleiner Nachbar sich ein Taubenhaus angelegt hatte. Er besuchte ihn oft, und sah mit Vergnügen zu, wie sich die Tauben schnäbelten, und ihre Jungen fütterten. Auch so ein Taubenhaus zu haben, schien für ihn das größte Glück. Er stellte es seinem Vater vor, und erhielt es wirklich von ihm, daß ihm auch ein Taubenhaus gebauet wurde. Er leerte seine Sparbüchse aus, und kaufte sich dafür einige Paar schöngezeichnete Trommeltauben. Diese zogen seine Aufmerksamkeit so sehr auf sich, daß ihm alle Lust zum Zeichnen verging, und daß der Zeichenmeister darüber so verdrüßlich wurde, daß er ihm den Unterricht aufsagte. Nun brachte er den ganzen Tag bey den Tauben zu, fütterte sie, stund Stundenlang bey ihren Nestern, und sah zu, wie sie brüteten, sich zankten und schnäbelten. Flog eine weg, so lief er etliche Stunden in der Stadt herum, um sie aufzusuchen.

Dieses Vergnügen würde vielleicht noch länger

gedauert haben, wenn er des kleinen Karls Garten nicht gesehen hätte, den dieser sehr artig angelegt, und mit Blumen und wohlriechenden Kräutern bepflanzt hatte. Sobald ihm dieser zu Gesicht gekommen war, verlohr sich alle Liebe zu seinen Tauben, und er wünschte nichts mehr, als der Besitzer eines kleinen Gartens zu seyn. Sein Vater besaß einen großen Garten, und ließ sich leicht bewegen, ihm einen Theil desselben zur Benutzung abzutretten. Nun war er mit seiner ganzen Seele dabey, arbeitete ihn um, lief bey allen Gärtnern herum, und brachte theils durch Bitten, theils für Geld so viel Gewächse zusammen, daß sein ganzer Garten damit gepflanzt wurde. Er war nun voll. Er setzte sich dabey, betrachtete ihn, hatte seine Freude daran, die aber von Tag zu Tag schwächer wurde.

Einst sah er in dem Garten, der neben dem seinigen war, einen kleinen muntern Knaben wandeln. Er gefiel ihm so wohl, daß er sogleich seine Gesellschaft wünschte, und ihm winkte, in seinen Garten zu kommen. Der Knabe kam; aber seine Gesellschaft war ihm unnütz: denn er war ein junger Franzos, der kein Wort Deutsch sprechen konnte. Dieses erregte in ihm den Wunsch, auch das Französische zu lernen. Er ersuchte seinen Vater darum, und dieser stund es ihm mit Vergnügen zu, weil er es als ein Mittel ansah, ihn von seinen Zerstreuungen zurückzubringen. Er hielt ihm deßwegen einen Sprachmeister, dem er so gern zuhörte, daß er schon in der ersten Stunde von ihm lernte, wie man auf Französisch guten Morgen, guten Abend, gute Nacht

wünschen, und sich nach des Andern Wohlbefinden erkundigen könne.

Er lernte gut lesen, und war in wenigen Wochen so weit, daß er schon ziemlich viele Wörter verstund. Nun kamen aber auch verschiedene Pünktchen, die etwas schwer waren, und verschiedene Redensarten, die von dem Deutschen stark abgingen. Die wollten ihm nun gar nicht behagen. Er bekam gegen das Französische einen Widerwillen, zumal da sein kleiner französischer Nachbar mehrentheils nicht verstund, was er mit ihm redete, und dieser so geschwind plauderte, daß er von zwanzig Worten kaum eines verstehen konnte. Er hätte es gern wieder aufgegeben, wenn er nur des Vaters Vorwürfe nicht gefürchtet, und sogleich etwas anders gehabt hätte, mit dem er sich die Zeit hätte vertreiben können.

Dieses fand sich bald. Sein Vater nahm ihn mit in das Konzert, wo ein kleiner Violinspieler von zwölf Jahren sich den Beyfall der ganzen Versammlung erwarb, den sie ihm durch ein anhaltendes Händeklatschen zu erkennen gab. Solch Lob, dachte er, könntest du dir ja auch erwerben. Und so leicht. — Das Herumfahren mit dem Bogen, und das Trillern mit den Fingern kann doch kein Hexenwerk seyn. Er theilte seinem Vater seine Gedanken mit, der sie billigte, und versprach, ihm Unterricht im Violinspielen ertheilen zu lassen. Er fragte zugleich auch, ob ihm der Vater nicht erlauben wollte, daß er sich im Konzert dürfe hören

lassen. Auch dieses erlaubte ihm der Vater, unter der Bedingung, wenn er recht gut spielen könnte.

Melchior brachte einige Menuet mit in die Lehrstunde, die er in derselben lernen wollte. Es kam aber daran noch nicht, indem die ganze Stunde damit hingebracht wurde, daß ihm der Lehrmeister zeigte, wie er den Bogen halten müsse. Die übrige ganze Woche wurde darauf verwendet, ihn zu lehren, wie er durch Bewegung der Finger gewisse Töne hervorbringen könne, und er sah ein, daß dieses alles bey weitem nicht so sey, wie er sich vorgestellt hatte. Die folgende Woche erst lernte er einige Noten spielen. Dieses ging so langsam, und er griff dabey so vielmahl falsch, daß er wohl einsah, er würde sich noch lange Zeit nicht im Konzerte hören lassen können. Da bekam er auch dieses Geschäft satt, und trieb es so nachläßig, daß er es bald gar liegen ließ.

Nun war sein Geburtstag. Sein Vater machte ihm einige Geschenke, erkundigte sich aber auch, was er im verflossenen Jahre zu Stande gebracht, und was er gelernet hätte. Da fand sich's nun, daß er zwar vielerley angefangen, aber nichts zu Stande gebracht hatte. Er konnte weder Zeichnen, noch Französischreden, noch Violinspielen. Seine Tauben hatten sich theils verflogen, theils waren sie vor Hunger gestorben, und sein Garten war ganz mit Unkraut bedeckt.

Da redete ihn der Vater sehr wehemüthig an, und sagte: Unglücklicher Sohn! du hast ein ganzes Jahr von deinem Leben verloren; du hast vielerley dir

vorgenommen, aber nichts geendiget. Dieses kömmt daher, weil du durch die Schwierigkeiten, die mit deinen kleinen Geschäften verknüpft waren, dich sogleich abschrecken ließest. Sey versichert, daß bey allen Geschäften, die du anfangen wirst, Schwierigkeiten seyn werden. Wirst du ferner so unbeständig seyn, und deinen Vorsatz gleich fahren lassen, wenn du auf Schwierigkeiten stoßest, so wirst du nichts in der Welt ausführen, und am Ende eben so traurig auf dein Leben zurücksehen, als du jetzt an das verflossene Jahr denkst. Melchior wurde gerührt, und versprach, daß er von nun an in seinen Geschäften beständiger seyn wolle. Er soll es auch gethan haben.

Kinder! seyd in dem, was ihr wirklich lernet, nicht unbeständig; laßt euch nicht zurückschrecken, wenn euch schon manche Versuche gleich anfangs nicht gelingen wollen.

X.

Von dem großen Werthe eines guten Verstandes.

Es waren einst zween Brüder, wovon der eine durch ganz besondere Glücksfälle zu dem hohen Posten eines Gouverneurs einer Provinz gelangt war; denn er selbst hatte gar keine Verdienste, weder von Seiten der Wissenschaft, noch der Talente, noch der Thätigkeit. Noch weniger glaubte er Ursache zu haben, sich gewisse Fertigkeiten durch seinen Fleiß zu erwerben, da ihm das Glück alles gab, was er

nur wünschte, indem ihm sein Posten unermeßliche Reichthümer eintrug: denn diese Provinz lag an einem schiffreichen Strome, an dessen Ufern man auszuladen pflegte. Er hatte also hier große Zollabgaben aufgelegt, und von dem Aufwand, den hier die Fremden machten, zog er ebenfalls einen nicht geringen Vortheil. Sein Reichthum und seine Sorglosigkeit machte ihn nun so wollüstig, daß er nichts that, als Schwelgen; und hierunter verlor er vollends das bischen Verstand, das ihm übrig war.

Sein Bruder hingegen war arm, und durfte ihm nicht vor die Augen kommen, ob er ihn gleich dieser Armuth hätte entreißen können. Er lebte aber vergnügt, indem ihm ein kleines Gut so viel gab, als er brauchte, und unter seinen fleißigen Händen alles zu gedeihen schien. Er begehrte also auch nicht mehr, beneidete auch seinen Bruder nicht, und hätte ihm seine Schätze gern gegönnt, wenn er nur einen bessern Gebrauch davon gemacht hätte. Indessen schien das Schicksal beyder ihrem Glück ein Ende zu machen. Es kam ein ungeheures Erdbeben. Das Meer und die Ströme traten aus, das Feuer brach aus der Erde hervor, und was dieses nicht verzehrte, überschwemmten jene, und machten die ganze Provinz zu einer Wüste. Der Statthalter verlor alle seine Reichthümer, Paläste und Schätze, und die Einwohner flüchteten, wo sie hinkonnten. Da sie nichts mehr zu verlieren hatten, brauchten sie keinen Statthalter mehr, und jeder suchte ein Zufluchtsort, wo sich ihm einer anboth.

Er hatte sich weder Hochachtung, noch Liebe erworben, mithin konnte er sich auch keine Unterstützung versprechen. Arbeiten konnte er nicht, Kopf und Hände waren stumpf: es blieb ihm also nichts übrig, als das Erbarmen mitleidiger Menschen, die großmüthig genug waren, in ihm mehr den Dürftigen und Herabgesunkenen, als den verdienstvollen Unglücklichen zu sehen, um ihn nicht verhungern zu lassen.

Doch, da die ganze Provinz verheeret war, so kann man sich leicht vorstellen, wie elend er sich behelfen mußte. Zu seinem Bruder getraute er sich nicht, da er ihm vormahls aufs schimpflichste begegnet hatte, und dieser ihm bey einem gleichen Schicksal, wie er sich leicht vorstellen konnte, auch nicht würde helfen können.

Indessen nöthigte ihn doch nach einigen Jahren die äußerste Verzweiflung, da man des Gebens müde war, und er an jeder Thüre abgewiesen wurde, seinen armen Bruder aufzusuchen, in Hoffnung, daß er ihm wenigstens einen Tag mit einem Bissen Brod zu Hilfe kommen könnte. Er nahete sich dem Ort, wo seine vormalige Hütte stand; aber wie erstaunte er, da er an deren Stelle ein weit besseres Haus, und dieses von einem fruchtbaren Acker, blühenden Wiesen, und einem schönen Obstgarten voll junger frischer Bäume umgeben fand. Er würde gezweifelt haben, seinen Bruder da zu finden, wenn ihn nicht die zerstreuten Nachbarn alle dorthin gewiesen hätten. Er trat ins Haus. Der Gram, das Elend, und der erbärmliche Aufzug, in dem

er ging, hatten ihn so unkenntlich gemacht, daß es Mühe kostete, seinen Bruder zu überzeugen, daß er der vorige Statthalter wäre. Dieser, ein großmüthiger Mann, so gering er war, fiel ihm um den Hals, als er ihn erkannte, machte ihm keine andere Vorwürfe, als daß er so lange das Zutrauen zu seiner brüderlichen Hilfe aus dem Auge gesetzt habe, und both ihm die Hälfte von allem an, was er besaß.

Man kann sich leicht vorstellen, wie ihn Scham und Reue niederdrücken mußte! Alles, was ihm diese eingeben konnten, sagte er sich laut, und sein Bruder hatte genug zu thun, in dießfalls zu beruhigen. — Aber, wie ist es möglich, rief er, daß du in so kurzer Zeit wieder der Mann geworden bist, nachdem dich das allgemeine Ungemach so gut, als mich betroffen, und dir alles geraubt hat? Hier muß Zauberei und Wunder vorgegangen seyn; denn da alles umher so arm ist, wer hätte dich in diesen Wohlstand wieder setzen können? Mein Kopf, meine Arme, und der göttliche Segen, versetzte dieser, das sind die Zaubereien und die Wohlthäter, die mir meinen Verlust sobald ersetzt, und mich meinem Elende gar bald wieder entrissen haben.

Kaum war jene allgemeine Verwüstung vorbey, so nützte ich alles, was mir das Glück aus den Ruinen übrig ließ, oder zuführte. Die Wasserfluthen ließen eine Menge Bretter von schiffbrüchigen eingestürzten Gebäuden, und ausgerissenen Bäumen zurück; ich schleppte, nebst meiner Frau und meinen Kindern, alles zusammen, um eine

armselige Hütte zu bauen, die mich anfänglich nur vor der Witterung schützte. Ich sah, daß der Schlamm, den das Wasser zurückgelassen, die Erde herrlich gedüngt hatte, räumte also Tag und Nacht den groben Unrath weg, den es auf meinem kleinen Acker, Garten und Wiesen zurückgelassen, und nahm noch mehr von dem benachbarten dazu, da ein Theil der Einwohner diese Gegend ganz verlassen hatte. Ich suchte hierauf bey einigen andern, die auf Anhöhen liegen, theils durch Bitten, theils durch Versprechungen, Pflanzen, Saamen und junge Bäume zu bekommen; grub, säete, pflanzte, und arbeitete Tag und Nacht; ich machte Graben, wo ich das stehende Wasser abführte, und da sich viele Quellen ergossen, suchte ich einen Graben durch meine Gärtnerey und meinen Wiesewachs zu leiten, daß ich sie ohne Mühe wässern kann. Gott segnete meine Arbeit. Im nächsten Lenz trug alles hundertfältig; ich habe schon jetzt mehr, als ich für die Meinigen brauche, und unterstütze andere durch meinen Ueberfluß. Aber könntest du denn nicht, sagte der andere, dieses ins Geld setzen, und so deinen Kindern ein reiches Erbtheil lassen?

Daran liegt mir nichts, versetzte dieser; meine Kinder mögen an meinem Beyspiele lernen, daß Verstand und Fleiß nie darben läßt, und daß die größten Unglücksfälle können ertragen werden, wenn man nur Freyheit und Gegenwart des Geistes genug behält, ihnen nicht zu unterliegen, das zu nützen, was uns das Schicksal übrig läßt, und nach Beschaffenheit seines Standes, Rufs, und seiner Fähig-

keit, Kopf und Arme braucht, sich und andern nützlich zu werden.

Kinder, denen Gott einen guten Verstand gegeben hat, wendet selben zum Guten an, und sehet deßwegen nicht stolz auf eure Mitschüler, denen Gott nicht so gute Geisteskräfte verliehen hat.

XI.

Von der Aufmerksamkeit.

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Kornfelder durchwandeln, und ihm kam auch nicht ein frommer Gedanke in Sinn. Wenn er froh werden sollte, so mußte Wein, oder Kaffee und Kuchen da seyn; er mußte im Spiele gewinnen, oder den besten Rock in der Gesellschaft anhaben; oder es mußte ein einfältiger Mensch gegenwärtig seyn, den er verspotten konnte: nur bey dergleichen Anlässen pflegte Klaus zu lachen.

Einst ging er über ein kleines Feld an einen Ort zu Gaste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen Vetter Karl vor einem wilden Apfelbaume, der eben in voller Blüthe stand. Er sang mit leiser Stimme den Vers:

Mich, ruft der Baum mit seiner Pracht,
Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!
Gebt unserm Gott die Ehre!

und weinte vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. Wie kannst du dich über einen Baum so freuen? sagte Klaus mürrisch zu Karl,

der ihn nun mit froher und wohlwollender Seele grüßte. Ei, lieber Vetter! antwortete Karl, wenn es nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich Armer welche hernehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber darum habe ich auch Gott so lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat: denn ich kann ohne Kosten und Reue fröhlich seyn. Aber es ist eine ordentliche Kunst. Nun was ist das für eine? sprach Klaus. Das ist sie, wenn du mich hören willst, antwortete Karl: ich sehe alles recht an, was da ist, Großes und Kleines, was Gott gemacht hat, und finde alle Tage etwas Neues und Schönes. Dann denke ich nach, warum und wozu dieses und jenes wohl da seyn, und zu was es nützen mag. Und wenn ich dabey der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die Spur komme, dann kann ich gleich mit meinen eigenen Worten bethen, weil ich von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes alsdann ganz durchdrungen bin. Und so geh ich mit Vorsätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter und froh an meine Arbeit. Lebe wohl! sprach Klaus, und ging fort.

Kinder! gewöhnt euch bey Zeiten, auf Dinge, die ihr höret und sehet, genau Achtung zu geben, und immer die Erwachsenen zu fragen, wozu dieses oder jenes gut sey.

XII.

Von der Schädlichkeit der Unmäßigkeit.

Ach, Mama, ich bin so krank! mir ist so übel zu Muthe! klagte der kleine Konrad. Kind! sprach

die Mama, du wirst diesen Mittag, da ich nicht zu Hause war, zu viel geessen haben. Nicht so? Heute Abends mußt du also fasten, und Morgen Arzney nehmen. Das stund dem guten Konrad, der Konfekt lieber, als Arzney einnahm, gar nicht an. Er weigerte sich mit vieler Herzensangst dagegen; allein da half alles Bitten und Flehen nichts. Weil Konrads Gaumen gesündiget hatte, so mußte er auch büßen.

Der Nachmittag, und Abend, und die Nacht ging ihm nnter vielen schrecklichen Vorstellungen vorbey. Endlich brach der Morgen an, und die Mama erschien mit der Arzney. Konrad, hier ist dein Pulver! Hörst du nicht? Konrad! Konrad! Der lag tief unter der Bettdecke versteckt; der Angstschweis brach ihm hervor; er verwünschte in seinem Herzen alle Arzney.

Konrad! erschallte die ernsthafte Stimme der Mutter: Hier hilft kein Weigern; das Pulver genommen! oder — du weißt, was ich sagen will. Das war die höchste Stufe seines Leidens. Er kroch unter der Bettdecke hervor, nahm die Arzney, und verschluckte sie.

Nun, sagt die Mama, das ist vorbey; ein andermal iß nicht zu viel! du hast sonst immer dieselbe Strafe zu leiden; Krank werden, und Arzney nehmen müssen, ist die natürliche Folge der Unmäßigkeit. Ach! sagte Konrad, mein Lebtag will ich nicht wieder zu viel essen. Das schmeckt gar übel! Man sagt, er habe lange Zeit Wort gehalten.

Jene Kinder, welche im Essen, Trinken, und

Vergnügen unmäßig seyn werden, werden sich selbst schaden.

XIII.

Von der Enthaltsamkeit.

Was heißt Enthaltsamkeit? fragte der kleine wißbegierige Hans seinen Vater, da er ihn dieses Wort bey einer gewissen Gelegenheit aussprechen hörte. Dem Vater war diese Frage sehr willkommen: denn so gut sein lieber Hans auch war, so hatte er doch den Fehler, daß er immer sehr unzufrieden war, und weinte, so oft er irgend etwas entbehren mußte, das ihm lieb war. Und doch ist es nun einmal so in der Welt, daß wir oft etwas wünschen, und es doch nicht erhalten; oft etwas Angenehmes besitzen, was uns bald darauf genommen wird. Es ist daher sehr nöthig, daß wir von Jugend auf uns darauf gefaßt machen.

Der Vater antwortete also: Enthaltsamkeit, mein Sohn, ist, wenn du in der heutigen Freystunde dein liebes Schaukenpferd mit keinem Fuße besteigest.

O warum denn? fragte traurig der Kleine; du hast es mir doch selbst gegeben, Vater!

Das hab ich, antwortete der Vater; auch verbiethe ich dir nicht, es zu gebrauchen: es soll vielmehr dir selbst überlassen seyn, ob du es thun willst, oder nicht. Hans hatte nähmlich das Pferd erst gestern bekommen, und es war ihm so lieb, daß er jeden müssigen Augenblick, sogar beym Essen abbrach, um sich darauf zu setzen.

Hans. Aber wozu soll mir das nützen?

Vater. Dazu, daß du dich übest, so viel Gewalt über dich zu gewinnen, eine Sache, die du lieb hast, fahren zu lassen, sobald es seyn muß.

Hans. Aber dieß muß ja nicht seyn.

Vater. Freylich nicht; aber wenn etwas erst seyn muß, so ist es nicht mehr Zeit, sich darauf vorzubereiten.

Hans schwieg, und blieb nachdenkend stehen. Er fühlte etwas von dem, was der Vater sagte, aber nicht alles.

Vater. Willst du eine Geschichte hören, woraus du lernen kannst, wie gut es sey, wenn man sich gewöhnt, seinem Vergnügen nicht zu sehr nachzuhängen.

Hans. O ja!

Vater. Ein Kind wurde von seiner einfältigen Amme alle Tage mit Naschwerk gefüttert. Es wurde dadurch so sehr an die Leckereyen gewöhnt, daß es auch nachher, als Knabe, sich immer darnach sehnte, und gleich zugriff, wo es dergleichen stehen sah. Vergebens warnte den Knaben seine ältere Schwester, die ihm rieth, sich bey Zeiten davon zu entwöhnen, weil er es nicht immer haben könnte. Er meinte, das hätte so lange Zeit, bis ers nicht mehr haben könnte, und versuchte nie sich zu zwingen. Endlich kam er wirklich weg aus seinem väterlichen Hause, zu einem Herrn, bey dem er strenge gehalten wurde, und wo von Naschwerk gar nichts vorfiel. Was that er da? Er kaufte täglich sich von seinem Taschengeld Rosinen, Mandeln und

Zuckerwerk, bis das Taschengeld verzehrt war. Seine Begierde war indessen immer stärker geworden; es war ihm jetzt fast ganz unmöglich, sich zu zwingen. Da er nun kein Taschengeld mehr hatte, so verkauft' er anfangs einige seiner Kleidungsstücke, und da auch das verzehrt war, so — mich schaudert, indem ichs erzähle! bestahl er seinen Herrn. Aber wo geschieht etwas Böses, das über kurz oder lange nicht bekannt würde? Auch dieses wurde bekannt, und um der Schande und Strafe zu entgehen, floh der junge Mensch auf ein Schiff, welches nach Ostindien fuhr. Der menschlichen Strafe war er nun zwar fürs erste entflohen; aber nicht der göttlichen. Das Schiff, worauf er sich befand, scheiterte, und der Missethäter wurde von den Wellen verschlungen.

O, das ist schrecklich! sagte seufzend Hans.

Ja wohl schrecklich! antwortete der Vater; und kam doch von nichts anders her, als daß der Knabe nicht bey Zeiten gelernt hatte, sich ein Vergnügen zu versagen, ehe es ihm zur Gewohnheit geworden war, es genießen. — Merkst du nun, mein Lieber! warum ich dir den Versuch rieth, heute nicht auf dein Pferd zu steigen?

O ja, Vater: ich will auch heute nicht darauf steigen, und das will ich alle Tage so machen, in der einen Freystunde, bis ich es thun, und lassen kann, so oft ich will.

Der Vater umarmte ihn, und freute sich sehr über diesen herzhaften Entschluß; noch mehr aber freute er sich, da er sah, daß der Knabe Wort hielt.

Diesem ward es nachher bey allem andern eben

so leicht, sich ein Vergnügen zu versagen; und das bewahrte ihn vor manchem Kummer. Wohl dem Kinde, das frühzeitig sein Beyspiel nachahmt.

Kinder! enthaltet euch von allem dem, was euch entweder schon jetzt, oder mit der Zeit schaden kann.

XIV.

Von der Schädlichkeit der Leckerhaftigkeit.

Der kleine Peter hatte oft seinen Aeltern und Geschwistern Kleinigkeiten an Eßwaaren und andern Sachen weggenommen. Als ihn endlich seine Mutter darüber antraf, sagte sie es dem Vater, und sie wurden eins, deßwegen das böse Kind hart zu züchtigen. Da Peter nun sehr weinte, und vorwenden wollte, er hätte ja nur Kleinigkeiten weggenommen, so sagte der verständige Vater: eben darum strafe ich dich hart, damit du nicht bey Kleinigkeiten lernest, Dinge von größerm Werth zu stehlen, und endlich am Galgen sterben müssest: denn wer oft nur einen Apfel stiehlt, der nimmt einst auch Geld, wenn er dazu kommen kann. Ein andermal nimm nicht das Geringste ohne die Erlaubniß dessen, dem es zugehöret.

Kinder! wenn ihr euch von manchem Kummer befreyen wollet, so meidet frühzeitig die Nasch- und Leckerhaftigkeit.

XV.

Von der Möglichkeit der Besserung und Ueberwindung der Versuchung.

1. Euch ihr Kinder, die ihr so unglücklich seyd,

irgend eine böse Gewohnheit angenommen zu haben, euch zum Trost, erzähle ich folgende Geschichte, weil ihr daraus lernen könnt, daß es möglich sey, sich nach Fehlern zu beßern, wenn man nur recht ernstlich will.

Therek, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Aeltern gewesen. Nachdem hatte sie, ich weiß nicht wie, eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu seyn pflegt, die man kaurige und bissige nennt. Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt, so ließ sie das Gesicht hängen; griff jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wollte sie ihn beissen; wurde ihr etwas befohlen, was sie nicht gern that, oder wurde ihr etwas abgeschlagen, was sie gern gehabt hätte: so brummte sie für sich, oder warf beym Hinausgehen die Thüre heftig hinter sich zu. Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Aeltetn, und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden. Zwar bereuete sie meist immer ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber; aber doch fiel sie zuweilen in denselben zurück.

Eines Abends (es war am Weihnachtsabend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer ging. Die Mutter geboth ihr, zurück zu bleiben; gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die Thüre so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirrten. Nach einer halben Stunde wurde sie hineingerufen. Wie versteinert stand sie da, als sie

das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sah. Sie konnte kein Wort sprechen. Tritt näher, Theres! sagte die Mutter, und lies auf diesem Papier, für wen dieses alles soll. Theres trat näher, und las auf einem Zettel, der oben auf schönen Sachen lag, folgende Worte: Für ein freundliches Kind, zur Belohnung seines willigen Gehorsams. — Sie schlug darauf die Augen nieder, und sagte kein Wort. Nun, Theres, sagte die Mutter, für wen ist's? — Nicht für mich! antwortete Theres, und die Thränen traten ihr in die Augen. Hier ist noch ein anderer Zettel, sagte die Mutter weiter; laß doch sehen, ob der dich auch nicht nennet. Theres las: Für ein unfreundliches mürrisches Kind, welches seinen Fehler erkennet, und von heute an sich bessern will. — Das bin ich! rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. — Die Mutter weinte auch, halb aus Kummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Reue desselben. Nun, so nimm, sagte sie nach einer kleinen Weile, was dein ist! Gott helfe dir zu thun, was du dir jetzt vorgenommen hast! Nein, liebe Mutter, antwortete Theres, ich will es eher nicht nehmen, bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich seyn soll. Hebe mir du alles so lang auf, und sage mir, wenn ich es nehmen soll. Diese Antwort machte der Mutter viel Freude. Sie legte die Sachen in die Kommode, gab dem Kinde den Schlüssel dazu und sagte: Brauche ihn, sobald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen. Schon waren

sechs Wochen verstrichen, ohne daß Theres sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hatte. Da schmiegte sie eines Tags sich um den Hals ihrer Mutter, und fragte mit halb erstickter Stimme: Darf ich jetzt? liebe Mutter! Du darfst, mein Kind! antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. Aber sage mir doch, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler losgeworden bist? Ich habe immer daran gedacht, antwortete Theres; und dann habe ich auch alle Morgen, und alle Abend den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möchte. Da ist es mir immer leichter geworden.

Die Mutter vergoß die süßesten Freudenthränen. Theres nahm die ihr zugedachten Sachen in Besitz, und sahe sich nachher beliebt bey allen Menschen. So kann ein fester Vorsatz und Gebeth auch Kinder von ihren Fehlern heilen.

Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches eben dieser Untugend schuldig war. Dieses wurde dadurch so sehr gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Theresens Beyspiel zu folgen, und auch so gut, und so liebenswürdig zu werden, wie sie.

Auch diesem gelang es. — Und so ward also Theres nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten. Welch Kind wollte sich und andern nicht auch gern diese Freude machen?

2. Ein armer Rauchfangkehrerjunge mußte auf dem Schlosse einer Prinzessinn den Rauchfang reini-

gen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte. Da er bis zu dem Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer von Menschen, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke schöner Sachen zu ergötzen, die darin waren. Am meisten gefiel ihm eine goldene mit Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Nachttische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen, und da stieg der Wunsch in ihm auf: ach wenn du doch auch eine solche Uhr hättest! Nach einer kleinen Weile dacht' er: wie, wenn du sie mitnähmest? Aber, fi! da wärst du ja ein Dieb! Es würde aber doch niemand wissen, dachte er weiter — Allein in eben dem Augenblicke hört' er ein Geräusch im Nebenzimmer. Geschwind warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Rauchfang.

Da er zu Haus gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe; wo er gieng und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versuchte es, den Gedanken loszuwerden; aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn einer mit Gewalt wieder dahinzöge. Er konnte nicht schlafen, und beschloß also, wieder hinzugeben, und sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sey allein. Schüchtern trat er zu dem Nachttische, auf welchem er die Uhr bey schwachem Mondscheine liegen sah. Schon streckte er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch größere Kostbarkeiten, Diamante, Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte. Soll ich? sagt er zu sich selbst, indem ihm

alle Glieder im ganzen Leibe zitterten — soll ich? — Aber wäre ich denn nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebelang? Könnt ich wohl jemals wieder ruhig schlafen? könnt ich wohl jemals einem wieder frey ins Angesicht sehen? — Wohl wahr; aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mann, könnte Kutsche und Pferde halten, könnte schöne Kleider tragen, hätte alle Tage vollauf zu essen und zu trinken! — Und wenn ich nun entdeckt würde? — Aber, wie könnt' ich entdeckt werden? Es sieht's keiner. — Keiner? Sieht denn es aber Gott nicht, der an allen Orten zugegen ist? Kannst du jemals wieder zu ihm bethen, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wohl ruhig sterben können?

Bey diesem Gedanke überfiel ihn ein eiskalter Schauder. Nein, sagt' er, indem er die Diamanten wieder hinwarf: lieber arm und gutes Gewissen, als reich und Bösewicht! Und mit diesen Worten eilt' er auf eben dem Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war. Die Prinzessinn, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte noch gewacht, alles dieses mit angehört, und den Knaben selbst beym Mondscheine erkannt. Sie ließ ihn am folgenden Tage zu sich kommen. Höre, Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmst du denn gestern Abend die Uhr und die Diamanten nicht? Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie, und konnte vor Angst kein Wort sprechen. Ich habe alles gehört, fuhr die Prinzessinn fort: danke Gott, mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich ferner,

deine Tugend zu erhalten. Von nun an sollst du bey mir bleiben; ich will dich ernähren, und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun: ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Uebelthat wieder einfallen möge.

Dem Knaben stürzten heisse Thränen aus den Augen. Er wollte danken, aber er konnte nicht; er konnte nur schluchzen, und seine Hände ringen.

Die Prinzessinn hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen, und seine Wohlthäterinn hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Manne aufwachsen zu sehen.

Kinder! ihr könnt jeden Fehler bessern, auch könnt ihr mit Hilfe Gottes jede Versuchung besiegen, wenn ihr nur ernstlich wollt.

XVI.

Von der Geduld.

Es war ein schöner lichter Frühlingsmorgen, und der zehnjährige kleine Gustav gieng seinem Vater zur Seite im Busche, um die Jagdlust mit ihm zu theilen. Rüstig trabt er mit seiner Flinte daher, und dünkt sich im Geist ein vollkommener Jäger zu seyn. Wie dauert ihm der Weg zum Gehölze so lang! Ehe sie noch herankamen, flogen zwey zwitschernde Schwalben über ihren Köpfen dahin. Jetzt, Vater, rief der Kleine begierig, spannte den Hahn, und wollte abdrücken. Nein, sagte der Vater, jetzt nicht, mein Sohn! Indeß ließ sich eine Lerche aus den Wolken herab nieder. Jetzt, Vater! schrie der

Kleine begierig. Jetzt noch nicht, mein Sohn! war die Antwort wieder.

Der kleine Jäger ward schon ungeduldig. Darauf kam ein Storch, und erfüllte mit mächtigem Geklapper die Luft. — Nun doch? lieber Vater! rief er mit Ungestüm. Auch jetzt noch nicht! war abermal die Antwort. Da ward des Knabens Ungeduld größer, als sein Gehorsam. Warum hast du mich denn mitgenommen, Vater, wenn du heut nicht schießen willst? sagte er mit Unmuth. Und warum verwehrst du mir das Schießen?

Der Vater. Damit du deine Begierde mässigen lernst. Mit dieser Hitze hättest du doch nichts erzielet.

Gustav. Wenn das ist, Vater, so gereuet mich mein Warten nicht. Sieh, ich bin schon gelassen — und gern lasse ich noch einen vorbey; aber wenn dann wieder eine Schwalbe kömmt, soll ich?

Vater. Nein.

Gustav. Aber eine Lerche?

Vater. Nein.

Gustav. Aber ein Storch?

Vater. Auch den nicht.

Gustav. Aber warum denn nicht?

Vater. Hat dir eine Schwalbe was gethan?

Gustav. Nein, Vater.

Vater. Eine Lerche?

Gustav. Niemals.

Vater. Ein Storch?

Gustav. Mir nicht.

Vater. Nun sieh, mein Sohn! andern Leuten eben so wenig, als dir.

Gustav. Aber darf man denn keine Thiere tödten, als die, die einem zu nahe kommen?

Vater. O ja; Thiere, deren Fleisch eßbar ist, sind uns nicht verbothen zu tödten. Sind uns diese Thiere noch dazu schädlich, so ist es uns völlig erlaubt, sie aus dem Wege zu schaffen, weil uns ihr Tod vor Schaden bewahrt. Aber, daß weder die Lerche, noch der Storch, noch die Schwalbe schädlich sind, sagtest du selbst; und wann hast du gehört, daß das Fleisch der beyden letztern geessen würde? Man müßte sie also aus bloßer Lust zu tödten umbringen; und wäre das nicht Grausamkeit? Das Fleisch der Lerche wird zwar geessen; aber was könnte uns ein einziger so kleiner Braten nützen? Ein Mund voll — dann wäre er schon verzehrt. Sie darum zu tödten, hieße also, aus Mordlust Blut vergießen; und das soll von meinem Gustav nie gesagt werden.

Gustav. Das hätte ich nicht gedacht. — Soll ich meine Flinte nun losschießen?

Vater. Wart nur noch, Lieber! du könntest sie noch brauchen. — — Gesagt, geschehen! Mit einmal flog ein Volk Rebhüner auf. Nun schieß, rief der Vater, und triff! Gustav zielte, und traf. Froh steckte er seine Beute in die Jagdtasche, und wanderte fort mit seinem Vater, der im Gehen dem aufmerksamen Sohne vieles von der Natur und Nutzbarkeit der Pflanzen und Thiere erzählte.

Kinder! wenn ihr in diesem Leben wollt glück=

lich seyn, so lernet frühzeitig alle widrige Schicksale mit Gedult zu ertragen.

XVII.

Von der Ungedult.

Fritz war krank, und die Krankheit endigte sich mit einem Ausschlag in der Haut. Ein verständiger Geistlicher, der ihn besuchte, rieth ihm, sich etliche Tage ruhig zu halten, und sich vor Verkältung zu hüten, und das Empfindliche des Ausschlages, wodurch die Krankheit gehoben würde, geduldig zu ertragen, ohne es durch Kratzen und Reiben zu vermehren. Aber Fritz folgte diesem guten Rathe nicht; er verkältete sich, und kratzte sich allenthalben Wunden. Dadurch wurden die Schmerzen vermehrt, und er ward immer ungeduldiger. Endlich schlug durch die oftmahlige Verkältung der Ausschlag zurück, und Fritz mußte unter großen Schmerzen sterben.

Ein Geduldiger ist besser, als ein Starker. Spr. Sal. 16. 32.

Einige Krankheiten sind bloß empfindlich und schmerzhaft, aber nicht gefährlich, sondern vielmehr heilsam; und nur unter der Bedingung, sie geduldig zu ertragen, wird der Kranke völlig gesund.

Kinder! seyd in widrigen Zufällen nicht ungeduldig! denn durch Ungeduld vergrössert ihr das Uebel, und schadet euch selbst.

XVIII.

Von der Zufriedenheit.

Ach, wenns doch immer Winter bliebe! sagte

Ernst, da er einen Mann von Schnee gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war. Sein Vater sagte, er möchte diesen Wunsch in seine Schreibtafel schreiben; und er thats. Der Winter vergieng; es kam der Frühling.

Ernst stand mit seinem Vater bey einem Blumenbeete, auf welchem Hyacinten, Aurikeln und Narzissen blüheten, und war vor Freude darüber ganz ausser sich. Das ist eine Frucht des Frühlings, sagte sein Vater, und wird wieder vergehen. Ach, antwortete Ernst, wenn's doch immer Frühling wäre! Schreib diesen Wunsch in meine Schreibtafel, sagte der Vater; und er thats. Der Frühling vergieng; es kam der Sommer.

Ernst gieng mit seinen Aeltern und einigen Gespielen an einem schönen warmen Tage nach dem nächsten Dorfe, und sie blieben daselbst den ganzen Tag. Rund um sie her sahen sie grüne Saaten, und Wiesen mit vielfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten, und muthwillige junge Füllen ihre Sprünge machten. Sie aßen Kirschen und anders Sommerobst, und ließen sich's den ganzen Tag recht wohl seyn. Nicht wahr, fragte der Vater beym Zurückgehen, der Sommer hat auch seine Freuden? O! antwortete Ernst, ich wollte, daß immer Sommer wäre! Er mußte auch dieses in seine Schreibtafel schreiben. Endlich kam der Herbst.

Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberge zu. Es war nicht mehr so heiß, als im Sommer; aber die Luft war sanft und heiter. Die

Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen, auf den Mistbeeten sahe man wohlschmeckende Melonen liegen, und die Zweige der Bäume wurden von reifen Früchten herabgebeugt. Das war erst ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber, als Obst aß. Diese schöne Zeit, sagte der Vater, wird bald vorüber seyn; der Winter ist schon vor der Thüre, um den Herbst zu vertreiben. Ach! sagte Ernst, ich wollte, daß er wegbliebe, und daß es immer Herbst wäre!

Wolltest du das wirklich? fragte der Vater. Wirklich! war seine Antwort. Aber, fuhr sein Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, sieh doch einmal her, was hier geschrieben steht! lies doch!

„Ich wollte, daß es immer Winter bliebe!“ Und nun lies auf dieser Seite! Was steht da?

„Ich wollte, daß es immer Frühling wäre!“ Und was auf dieser Seite hier?

„Ich wollte, daß es immer Sommer wäre!“

Kennst du, fuhr der Vater fort, die Hand, die dieses geschrieben hat? Das hab ich geschrieben, antwortete Ernst. Und was wünschest du jetzt eben?

Ich wünschte, daß es immer Herbst seyn möchte.

Das ist sonderbar genug, antwortete der Vater: Im Winter wünschest du, daß es Winter; im Frühlinge, daß es Frühling; im Sommer, daß es Sommer, und im Herbste, daß es Herbst seyn möchte. Denke einmal nach! was folgt wohl daraus? — Daß alle Jahrszeiten gut sind.

Ja, daß sie alle reich an Freuden, reich an mannigfaltigen Gaben sind, und daß der liebe große Gott viel besser, als wir armen Schelme von Menschen, sich auf das Weltmachen verstehen muß!

Hätte es im vorigen Winter von dir abgehangen, so hätten wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbst bekommen; du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur immer im Schlitten zu fahren, und Schneemänner machen zu können. Und wie viel andere Freuden hätten wir dann entbehren müssen! Wohl, daß es nicht auf uns ankommt, wie es in der Welt seyn soll: wie bald würden wir sie verschlimmern, wenn wir könnten!

Kinder! seyd mit jeder Einrichtung des Schöpfers und mit euerm Schicksal zufrieden! bedenket, daß Gott dieses so, und nicht anders haben will.

XIX.

Von der Wahrheit und Aufrichtigkeit.

1. Wilhelm und Hannchen bekamen an einem schönen Nachmittag von ihrer Mutter die Freyheit ganz allein in dem Garten zu spielen. (Sie hatten sich denselben Morgen durch ihr gutes Betragen diese Freyheit erworben.) Eine ganze Zeit spielten sie so schön und so vergnügt, als gute Kinder immer zu spielen pflegen. Nun standen an der Gartenmauer verschiedene Obstbäume, unter welchen ein Pfirsichbaum war, der zum erstenmale, aber desto schönere, Früchte trug. Die Mutter hatte noch keine davon gebrochen, obschon sie reif waren:

sie wollte sie dem Vater, der verreiset war, aufheben, bis er wiederkäme. Weil sie den Kindern einmal verbothen hatte, Früchte in dem Garten zu pflücken oder aufzulesen, und ohne Erlaubniß zu essen, und des Gehorsams von ihnen schon gewohnt war: so sagte sie diesesmal der Pfirsichen wegen nichts.

Als die Kleinen genug gespielt hatten, liefen sie miteinander umher, besahen die schönen Früchte an den Bäumen, und freueten sich darüber. Sie kamen auch an den Pfirsichbaum, und da lagen zween schöne Pfirsichen auf der Erde, die eben heruntergefallen waren. Wilhelm sah sie zuerst, vergaß das Verboth der Mutter, langte darnach, aß eine, und gab Hannchen die andere, die sie auch verzehrte. Als sie damit fertig waren, fiels Hannchen ein, daß die Mutter ihnen oft verbothen hatte, Früchte zu essen, die sie ihr vorher nicht zeigten.

Ach lieber Wilhelm, sagte sie, wir sind ungehorsam gewesen, nun wird unsere gute Mutter unwillig auf uns werden! Was wollen wir machen?

Wilhelm. J, sie weiß ja nicht?

Hannchen. Aber sie muß es wissen, lieber Wilhelm! Du weißt ja, daß sie uns große Fehler leichter vergiebt, wenn wir nur aufrichtig sind, und sie gestehen.

Wilhelm. Ja; aber wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemal bestraft.

Hannchen. Und wenn sie uns nun straft, so thut sie es ja aus Liebe, und wir werden's dann

künftig nicht so leicht vergessen, was sie uns verbothen oder befohlen hat.

Wilhelm. Du hast Recht, liebes Hannchen! Aber sie wird wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß — und traurig kann ich sie gar nicht sehen.

Hannchen. Ich auch nicht, lieber Wilhelm! Aber wird sie nicht noch betrübter werden, wenn sie erfährt, daß wir einen Fehler verschwiegen haben? und würden wir sie mit so einem heimlichen Vergehen im Herzen dreist ansehen können? und müßten wir nicht roth werden, wenn sie uns liebkoset, uns ihre lieben Kinder heißt, und wir's nicht verdienen?

Wilhelm. Ach Hannchen! ich sehe schon, du weißt das besser, als ich. Komm! wir wollen hingehen, und ihr unsern Ungehorsam gestehen. Sie umfaßten sich beyde, und giengen Hand in Hand hin.

Liebste Mutter! sagte Hannchen, wir sind ungehorsam gewesen! Straf' uns nur, wie wir's verdienen; aber sey uns nur nicht böse, und kränke dich nicht! Wir haben dein Geboth bloß vergessen.

Hierauf erzählte Wilhelm, was sie gethan hatten, ganz genau, wie es die Wahrheit war.

Die gute Mutter war von der Aufrichtigkeit ihrer Kinder so gerührt, daß sie häufige Thränen vergoß. Die Strafe des Ungehorsams erließ sie ihnen dasmal gern; weil, wie sie glaubte, ihr Schmerz darüber schon hinreichend war, sie künftig zu warnen, wenn sie wieder in Gefahr kämen, ungehorsam zu seyn.

Wenn Wilhelm um das, was er von irgend einer Sache wußte, gefragt wurde, es sey in den Gerichten, oder sonst im ernsthaften Gespräche: so sagte er davon seine aufrichtige Meinung, wie es ihm ums Herz war. Er vergrößerte und verkleinerte nicht; sondern, wie sich die Sache verhielt, so redete er davon. Es traute ihm daher ein jeder, und sein bloßes Ja und Nein galt mehr, als der Schwur eines andern, und erwarb ihm die Hochachtung und das Vertrauen aller Leute.

Ein jeder meide die Lügen, und rede die Wahrheit! Weil man sich nach Wahrheit richten, und sich darauf verlassen kann, deßwegen ist die Wahrheit so köstlich. Spr. 12. 19.

2. Es war ein angenehmer Frühlingstag, und Karl und Lieschen sollten mit ihrem Vater nach einem schönen Garten gehen, der vor dem Thore lag. Während der Vater sich in der Nebenkammer ankleidete, blieben beyde Kinder in seinem Zimmer.

Karl, der über das Ausgehen große Freude hatte, hüpfte lustig herum, und schlug unvorsichtiger Weise mit seinem Stocke eine kleine niedliche Blume ab, die der Vater in einem Topfe gezogen hatte.

O Schade! sagte Lieschen, und hob das Blümchen von der Erde auf. Sie hielt es noch in der Hand, indem der Vater ins Zimmer trat.

Was hast du gemacht, Lieschen? fragte er mit etwas unwilligem Gesichte — Mir die Blume abzureissen, von der du wußtest, daß ich sie gern erhalten hätte, um Saamen davon zu ziehen!

O lieber Vater! stotterte Lieschen, indem sie ihn bey der Hand faßte: sey doch nicht böse!

Böse? antwortete der Vater; das bin ich nicht. Aber da es dir in dem Garten, der nicht unser ist, auch einfallen könnte, Blumen abzureissen, so darf ich dich nicht mitnehmen.

Lieschen schlug die Augen nieder, und schwieg. Da konnte Karl sich nicht länger halten; er trat vor den Vater hin, mit Thränen in den Augen, und sprach: Nicht Schwester Lieschen, lieber Vater! Ich wahr es, der die Blume abschlug; Ich muß also zu Hause bleiben, und Lieschen mit dir gehen.

Der Vater, der über das gute Herz seiner Kinder, und über die Liebe, die sie zu einander hatten, ganz entzückt war, nahm sie beyde in seine Arme, küßte sie, und sprach: Ihr seyd beyde meine lieben Kinder, und sollt beyde mit mir gehen. Die Blume würde mir lange nicht so viel Freude gemacht haben, als mir die Hoffnung macht, daß ihr euch immer lieben, und beyde zu guten Menschen aufwachsen werdet. Da hüpften an seiner Seite beyde vergnügt zum Garten.

Kinder! redet immer die Wahrheit, und haltet das Versprechen, das ihr jemanden gemacht habt.

XX.

Von dem Lügen.

Ludwig, ein leichtfertiger Knabe freute sich auf eine boshafte Art, wenn er andern einen Schrecken einjagen konnte. Er stellte sich daher oft, als ob

er einen Schaden genommen hätte; fieng ein heftiges Geschrey an, und wenn das Gesinde zulief, war es nicht nur wenig oder nichts: sondern er lachte sie wohl gar aus. So lief er zum Beyspiel mit Ungestüm die Treppe hinunter, und suchte das Gepolter eines schweren Falles nachzuahmen. Ein andermal schlug er auf den Tisch, spritzte sich eine Kirsche in das Gesicht, daß es blutend zu seyn schiene, und schrie, daß man glauben sollte, er habe sich ein Loch in den Kopf gestoßen. Nachdem er die Leute immer so getäuscht hatte, hörte man gar nicht mehr auf ihn. Einst stieg er auf eine Leiter, die auf dem Saale stand. Es brach eine Sprosse, er stürzte herunter, und brach den linken Fuß. Er schrie aus vollem Halse; aber man ließ ihn liegen, und kehrte sich nicht an sein Schreien. Endlich fand ihn eine Magd, die nicht seinethalben, sondern anderer Geschäfte wegen über den Saal gieng, und sah nun wohl, daß es kein Scherz war. Indessen aber, da man ihm nicht zu rechter Zeit zu Hilfe kam, war der Fuß äusserst verschwollen, und wurde bey den verdoppelten Schmerzen, die er nun leiden mußte, so übel wieder eingerichtet, daß er Zeitlebens lahm blieb.

Meine Kinder! gewöhnt euch niemals an das Lügen oder Verstellen: ihr verliert dadurch alle Achtung, alles Vertrauen.

XXI.

Von der Schwatzhaftigkeit.

Ein kleines Mädchen hatte, ich weiß nicht wie,

den bösen Fehler angenommen, daß es nichts verschweigen konnte. Erfuhr es also etwas, welches man geheimhalten wollte, so brannte es ihr auf dem Herzen, und es konnte eher nicht ruhen, bis es alle seine Freunde und Bekannte davon benachrichtiget hatte. Das Schlimmste dabey war, daß es auch alles das Böse, was es von andern hörte, dem Ersten dem Besten wieder erzählte, ohne zu bedenken, daß es manchen dabey großes Unrecht thun, manchen bittern Kummer zuziehen könne. Diese kleine Klätscherinn wurde dadurch in kurzer Zeit eine wahre Plage für die Leute in dem Hause, und für alle andere, in deren Gesellschaft sie kam: denn, wo sie nur war, da säete sie durch ihre Klätschereyen den Saamen zum Mißvergnügen, zum Zank und zu allerley Unheil aus. Was Wunder, wenn man anfing, sie zu fliehen? sie zu verabscheuen? — Man that dieses durchgängig, und in kurzer Zeit hatte sie keine Freundinn, ja nicht einmal eine Gesellschafterinn mehr. Wohin sie selbst kam, da schloß man die Thüren vor ihr zu, oder ließ sich verläugnen; und wenn sie jemand in Gesellschaft zu sich bitten ließ, so wurde ihre Einladung von allen abgelehnt. Das machte sie endlich aufmerksam auf ihren Fehler. Sie sahe ihn ein, und wollte sich davon enthalten; aber, Wehe demjenigen, dem eine Untugend schon zur Gewohnheit geworden ist! für den fällt es schwer, sich jemahls ganz davon loszumachen

Jungfer Schnickschnack (so hieß dieses unglückliche Mädchen) brachte darauf volle zehen Jahre zu,

diesen Fehler gänzlich abzulegen: denn hundertmal fiel sie in denselben zurück, nachdem sie sich hundertmal vorgenommen hatte, ihn nie wieder zu begehen. Jetzt war sie erwachsen; da war keiner, der sie zur Gattin zu haben begehrte; denn daß sie aufgehört habe eine Klätscherin zu seyn, das wußte keiner, weil seit vielen Jahren keiner mehr Umgang mit ihr gehabt hatte. Sie mußte sich also entschließen, ihr ganzes Leben in trauriger Einsamkeit hinzubringen, und auf die Freuden einer tugendhaften Ehe, und eines freundschaftlichen Umgangs Verzicht thun.

So muß man oft die traurigen Folgen jugendlicher Fehler sein ganzes Leben hindurch empfinden!

Kinder! plaudert die Geheimnisse, die man euch anvertraut, nicht aus, wenn ihr doch wollt, daß euch die Leute nicht fliehen, und verabscheuen.

XXII.

Von der Reinlichkeit.

Herr Frischmuth besuchte seinen Freund, der an heftigen Kopf- und Zahnschmerzen darniederlag, und an verschiedenen Theilen des Leibes einen sehr eckelhaften Ausschlag hatte.

O, sagte der Kranke, als Frischmuth in sein Zimmer trat, erbarmen Sie sich meiner, und entdecken Sie mir die Arzney, womit Sie sich stets so gesund erhalten!

Meine Arzney, antwortete dieser, quillt in

dem Brunnen, der vor meiner Thüre ist. Mit dem kalten Wasser desselben spüle ich meine Zähne aus, wasche meinen Kopf, Augen, und alles, was einer Reinigung bedarf: und so wasche ich fast allen Schmerz weg, der andere plagt, die das frische Wasser scheuen.

Kinder! gewöhnet euch frühzeitig an Reinlichkeit! sie erhält eure Gesundheit, und macht euch bey den Menschen beliebt.

XXIII.

Von der Unreinlichkeit.

Niklas hatte Aeltern, die ihm sehr gute Lehren gaben; sie waren aber beyde in so viele Geschäfte verwickelt, daß sie nicht immer nachsehen konnten, wie sie von ihm befolgt würden. Nun war Niklas so einfältig, daß er glaubte, er müsse die Lehren seiner Aeltern nicht um seiner selbst willen, sondern aus Gefälligkeit gegen sie, befolgen, und dachte daher, er habe genug gethan, wenn er nur in ihrer Gegenwart folgsam wäre. Deßwegen that er fast immer das Gegentheil von dem, was ihm die Aeltern gesagt hatten, sobald er merkte, daß sie nicht Zeit hätten, ihn zu beobachten. Sie hatten ihm, zum Beyspiele, gesagt, er müsse sich und seine Kleider reinlich halten. Er that aber keines von beyden. In der Morgenstunde schlich er träumend umher, und scheuete die kleine Mühe, sich zu waschen und seinen Mund zu reinigen. Ein weisses Hemd zog er nicht eher an, bis er von der Mutter dazu gezwungen wurde, und seine Kleidung ver-

gaß er immer an dem Orte aufzuhängen, den ihm seine Mutter hiezu bestimmt hatte.

Dieses hatte für ihn sehr unangenehme Folgen. Sein Mund und seine Zähne bekamen einen sehr unangenehmen Geruch, der jedem eckelhaft war, dem er nahe kam. In seinen Haaren wuchs Ungeziefer, das ihm ein abscheuliches Ansehen gab. Der scharfe Schweis, den er äusserst selten von der Haut wusch, fraß dieselbe an, und machte, daß er beständig mit dem Ausschlage behaftet war. Der ganze Mensch wurde am Ende stinkend, bekam eine ungesunde gelbe Farbe, so, daß jedermann seinen Umgang floh.

Kinder, meidet die Unreinlichkeit! sie ist eurer Gesundheit schädlich, und macht euch bey den Leuten verächtlich.

XXIV.

Von dem Geize.

Der arme Melchior hatte das Unglück, daß er unter Leuten aufwuchs, die an nichts, als am Gelde ihr Vergnügen fanden. Wenn sie einen recht glücklichen Menschen beschreiben wollten, so sagten sie, er hat so und so viel Tausend einzunehmen. Wenn andern Kindern erlaubt wurde im freyen Felde sich Blumen zu pflücken, und der Nachtigall zuzuhören, so zählten Melchiors Aeltern ihm Geld vor, und machten ihn auf die Schönheit der alten Thaler und Dukaten aufmerksam. Seine Sparbüchse wurde wöchentlich durchgezählt; man lobte ihn, wenn er recht viel ersparet, und machte

ihm die bittersten Vorwürfe, wenn er etwas zu seinem Vergnügen, oder zur Erquickung eines armen Kindes ausgegeben hatte. Der Himmel mochte noch so hell gestirnt seyn, die Wiesen mochten noch so schön blühen, es rührte ihn nicht. Vielmal hätte er arme Leute erquicken können; aber weil er das Geld zu lieb hatte, so war er niemals im Stande, sich dieses Vergnügen zu machen. Der arme Melchior! wie viele Freuden mußte er entbehren! Er fand an nichts Vergnügen, als an seiner Sparbüchse. Wenn ihm nun diese einmal wäre gestohlen worden — wie kläglich würde es um ihn ausgesehen haben!

Die Folgen von diesem Irrthume waren für den armen Knaben sehr betrübt. Er brachte sich nach und nach um alle Freude, die gute Kinder zu genießen pflegen. Wenn er einen seiner Gespielen auf sein Haus loskommen sah, anstatt daß er ihm hätte entgegenlaufen, und ihn mit offenen Armen empfangen sollen, so versteckte er sich ängstlich, und ließ vorwenden, er sey ausgegangen: denn da besorgte er schon, er müßte aus seiner Sparbüchse einen kleinen Aufwand zu seiner Bewirthung machen. Wurde er von andern zu einem Spiel eingeladen, und verlor er etwa ein paar Nüsse, da hätte man sehen sollen, wie er sich gebärdete! wie er zankte! Dadurch verlor er nach und nach alle guten Freunde. Bedenkt es, Kinder, was das für ein armer Knabe seyn mußte: alle guten Freunde verlor er! Wenn er eine kleine Freude hatte, so war niemand da, der sich mit ihm gefreuet hätte; und wenn er unglück-

lich war, so war niemand da, der ihn bedauerte. Ist's nicht wahr, ihr Kinder, es ist euch eine Freude, wenn ihr an Gott denket, und ihm für seine Wohlthaten danket? Auch diese Freude konnte der arme Knabe nicht haben! Er wußte, wie Unrecht es sey, daß er so vielmal arme Leute ohne Erquickung von sich habe gehen lassen: daher getraute er sich nicht vor Gott zu treten. Auch an der schönen Natur fand er keine Freude mehr. Er bekam davon wenig zu sehen: denn er traute sich kaum einige Schritte vom Thore zu entfernen, aus Furcht, sein Geld möchte in seiner Abwesenheit entwendet werden. Und wenn er ja ausgieng — ja, da hatte er seine Gedanken in der Sparbüchse. Oft flog vor ihm der bunte Schmetterling auf — Melchior sah es nicht. Die Nachtigall schien sich Mühe zu geben, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Sie flog ihm immer näher; sie sang so schön, daß ihr Kinder für Freuden geweint haben würdet; aber er hörte sie nicht. Er gieng über Gegenden, wo Veilchen wie Sand zu finden waren, pflückte kein einziges und dachte immer: wenn ich doch jetzt einen halben Gulden fände! denn immer waren seine Gedanken bey dem Gelde; wie konnt' er dann das Schöne bemerken, das um ihn blühete und lebte? So viel mußte das arme Kind den Tag über des Geitzes wegen ausstehen! Die Nächte waren für ihn eben nicht vergnügter. Habt ihr nicht einmal den Schlaf eines kranken Kindes gesehen? Wirklich? Da habt ihr auch wohl gemerkt, das sein Gesicht verzerrt ist, daß es sich ängstlich umherwirft, und

mit den Händen auf der Decke kratzet? Nun, so ängstlich war Melchiors Schlaf auch. Immer träumte er vom Gelde. Bald wollte er Schätze heben, und bemühte sich, die Steine wegzuwälzen, die darauf lagen; bald wollte es in seinem Hause brennen; bald brachen Diebe ein. Daher genoß er nie einen recht süßen Schlaf: immer warf er sich umher, runzelte die Stirne, knirschte mit den Zähnen. Oft ächzte er in seinem Schlafe ängstlich, oder schrie wohl gar auf. Doch alles dieses Elend war noch nichts gegen das, was ihm an einem gewissen Morgen begegnete. Da sprang er aus dem Bette, und ehe er noch an Gott dachte, lief er nach der Sparbüchse — das Gott erbarme! rief er ein- über das anderemal, schlug die Hände über den Kopf zusammen, und brüllte so laut, daß seine Aeltern dadurch herbeygezogen wurden. Was gibts denn? fragten sie; aber sie konnten weiter nichts herausbringen, als: ach! ach! meine — ach meine Spar — meine Sparbüchse! meine Sparbüchse! Die war weg, und vermuthlich durch Diebe entwendet worden. Stellt euch das Elend vor, in dem sich dieses Kind befinden mußte! Die kleinen silbernen Männerchen und Rößchen, die er in der Sparbüchse hatte, waren zeither seine einzige Gesellschaft und Augenweide gewesen, um deren willen er das Vergnügen der Gesellschaft und der Natur vermisset hatte; und die waren nun hin! Nun hatte er gar nichts mehr, das ihm Freude gemacht hätte.

Kinder, seyd nicht geizig! denn der Geizige ist der größte Thor auf der Welt.

XXV.

Von der Ehrlichkeit.

1. Als ein gewisser Herzog von Braunschweig einst in Venedig war, sprach ihn ein armer Knab um ein Almosen an. Der Herzog sagte zu ihm, er habe kein klein Geld. Der Knabe erboth sich, er wolle gehen, und ihm wechseln lassen. Dem Herzoge deuchte dieses lächerlich. Um den Knaben loszuwerden, gab er ihm einen Dukaten, in der gewissen Ueberzeugung, daß er ihn behalten würde; nach einer kleinen Weile aber brachte der Knabe die für den Dukaten eingewechselte kleine Münze. Der Herzog gerührt, und voll Verwunderung über die Ehrlichkeit des Kindes, ließ ihm nicht nur das Geld, sondern nahm ihn mit sich, ließ ihn erziehen, und beförderte ihn mit der Zeit zu den ansehnlichsten Ehrenstellen.

2. Friederikchens Mama gieng in Gesellschaft, und gab ihr bey dem Abschiede noch die gute Lehre, sie sollte ja in ihrer Abwesenheit immer so gut seyn, als wenn sie bey ihr wäre. Friederikchen versprach es zu thun.

Die Mama war noch nicht lange fort, so bemerkte Friederikchen, daß sie den Schlüssel zur Speisekammer vergessen hatte, den sie sonst immer, wenn sie weggieng, in ihre Komode zu verschließen pflegte. Sie nahm ihn, und schloß die Speisekammer auf. — E! was da für schöne Sachen! Ein Honigtopf, eine Büchse voll eingemachter Kirschen, eine Schachtel voll Haselnüsse, eine andere voll

Bruchmandeln, ein Teller mit Kaffeebrod u. s. w. Da stund nun das gute Friederikchen, und wußte nicht, was es thun sollte. Es hatte oft von seiner Mama gehört, Gott wäre überall zugegen; Kinder müßten also in Abwesenheit der Aeltern nichts thun, was sie in ihrer Gegenwart sich nicht zu thun getrauten: deßwegen scheuete sie sich, von diesen Sachen etwas zu nehmen. Aber der Appetit war zu groß. Sie sah bald auf den Honigtopf, bald auf das Kaffeebrod, bald da- bald dort hin, und jemehr sie diese Leckerbischen ansah, je lüsterner wurde sie. Endlich griff sie in die Haselnüsse. Es war schon so weit, daß sie nach einem Nußbeisser gieng, um sie aufzubrechen. Da erwachte das Gewissen. Das Herz pochte ängstlich; der ganze Leib zitterte; die Nuß, die sie in den Nußbeisser legen wollte, fiel daneben. — Auf einmal kam sie wieder zu sich selbst. Pfui! sagte sie, bist du nicht ein albern Kind? so viel Angst machst du dir um ein paar Nüsse? Für Angst werden sie dir nicht schmecken. Wenn die Mama nach Hause kömmt, wirst du dir nicht trauen, ihr unter die Augen zu sehen. Gewiß, das ist Gottesstrafe, der meine Bosheit sieht, daß ich mich ängstige und zittere. Ach lieber Gott! wenn du schon so strafest, da ich nur den Willen habe, Böses zu thun; wie hart wirst du mich strafen — wenn ich meine liebe Mama bestohlen habe. — Die liebe Mama! ich darf sie ja nur bitten, so bekomme ich mehr Nüsse, als ich jetzt entwenden wollte. Da, fuhr sie fort, Nußbeisser, steh, wo du gestanden bist! Und ihr Nüsse,

rollet wieder in die Schachtel! Nun kann ich doch meiner lieben Mama getrost entgegengehen, und sie küssen, wenn sie nach Hause kommt. Nun schloß sie vergnügt die Thüre zur Speisekammer zu. Dann kam ihr die Magd entgegen.

Nun, Mamsell Friederikchen! gar den Schlüssel zur Speisekammer? sagte sie. Haben Sie sich recht bedacht?

Friederikchen versicherte, sie habe nicht das Geringste genommen. Die Magd lachte aber, und sagte, sie wäre ein sehr einfältiges Mädchen, wenn sie die schöne Gelegenheit, sich etwas zu Gute zu thun, vorbeygelassen hätte — was die Mama hätte, wäre ja so alles ihre —

Schweig! antwortete Friederikchen. Was brauche ich denn zu nehmen? Ich brauche ja nur zu bitten, so gibt mir die Mama alles; und wenn sie mir bisweilen etwas versagt, so hat sie gewiß ihre guten Ursachen dazu.

Da schlich die Magd beschämt fort. Friederikchen sah aber mit großer Sehnsucht durch das Fenster, ob ihre Mama nicht bald kommen wollte — da kam sie. Sie hüpfte ihr sehr freudig entgegen, öffnete die Thüre, und nachdem sie ihr die Hände herzlich geküßt hatte, gab sie ihr den Schlüssel, und sagte: Den haben Sie gewiß vergessen.

Mutter. Ei! den habe ich auch vergessen. Das ist gut, liebes Friederikchen, daß du ihn zu dir genommen hast. Komm mit mir in die Stube! Hast du auch gesehen, ob alles in der Speisekammer noch in seiner Ordnung ist?

Friederikchen. O ja! es ist noch alles in Ordnung.

Mutter. Also bist du in der Speisekammer gewesen?

Friederikchen. Ja, ich habe mich darin umgesehen.

Mutter. Ich besorge, das Honig möchte mir unschmackhaft geworden seyn.

Friederikchen. Es sieht noch ganz gut aus.

Mutter. Aber die Nüsse wird vielleicht der Wurm gestochen haben?

Friederikchen. Ich habe kein Loch bemerkt. Ach beste Mama! warum sehen Sie mir denn so in das Gesicht? Sie denken gewiß, ich habe genascht? Ach Herzensmama! ich will Ihnen alles, alles erzählen; aber glauben Sie mir auch nur! Ich bin in der Speisekammer gewesen; ich habe das Honig, das Kaffeebrod, die Nüsse — ich habe alles gesehen. — Ich hatte gewaltigen Appetit zu naschen. Ich habe — ach ich will alles, alles sagen — ich habe auch eine Handvoll Nüsse genommen, uud den Nußbeisser gesucht; da überfiel mich aber ein Zittern über den ganzen Leib. Halt! dachte ich, strafet der liebe Gott jetzt schon, da du das Böse noch nicht gethan hast: was will erst werden, wenn es wirklich schon vollbracht worden ist?

Mutter. Wenn nur die Magd den Schlüssel nicht gefunden hat.

Friederikchen. Sie hat ihn nicht gefunden; sie sah mich aber aus der Kammer gehen. Da wollte sie mich überreden, ich wär ein einfältiges Mäd-

chen, wenn ich nicht naschte, und doch Gelegenheit dazu hätte; was die Mutter hätte, wäre ja so mein. Ich hab ihr aber die Meinung recht gesagt.

Mutter. Komm, liebes Mädchen! küsse mich! du bist heute in großer Versuchung gewesen — du hast aber überwunden. Ich will dich auch belohnen. Was will mein Friederikchen heute von dem, was sie gesehen hat?

Friederikchen. Liebe Mutter! ich will gar nichts. Ach! das ist gar eine große Freude, daß ich mich nicht habe verführen lassen! Dieses schmeckt besser, als Haselnüsse.

Mutter. Aber Haselnüsse schmecken doch wohl auch gut?

Friederikchen. Freylich müssen sie schmecken, sonst wär ich nicht so lüstern darnach gewesen.

Die Mutter verließ sie hierauf, und kam bald mit einem Teller voll Haselnüsse zurück. Hier, sagte sie, gutes ehrliches Kind! genieße dieses mit gutem Gewissen; es wird dir gewiß besser schmecken, als wenn du die ganze Speisekammer geplündert, und dich vor mir fürchten, und vor der Magd hättest schämen müssen. Ein Kind, das seine Begierden beherrschen kann, verdient auch über andere zu herrschen. Du sollst von nun an die Aufsicht über die Magd, Speisekammer und Küche bekommen. Du sollst sie immer behalten, wenn du dich nicht selbst durch Naschhaftigkeit, oder zu vertrautem Umgang mit der Magd derselben unwürdig machest.

Friederikchen war für Freuden entzückt. Sie brachte es so weit, daß sie die leckerhaftesten Spei-

sen sehen konnte, ohne etwas zu naschen. Die Magd unterstund sich nicht wieder, ihr Untreue gegen die Mutter zuzumuthen, weil sie ihre Ehrlichkeit sah. Und ob Friederikchen gleich erst eilf Jahr alt war, so erzeigte ihr doch die Magd alle die Hochachtung, die ein erwachsenes Frauenzimmer fordern kann.

Kinder, lasset und gebet jedem das Seinige! bestehlet und betrüget niemanden! kränket keinen Menschen an seinen Rechten! haltet euer Wort und Versprechen! und ihr werdet euch dabey wohlbefinden.

XXVI.

Vom Diebstahle und Betrug.

Konrad hatte einmal die Thorheit begangen, und seines Vaters Federmesser heimlich weggenommen. Einer seiner Schulfreunde hatte es ihm abgekauft, gegen einen Groschen. Diesen hatte er an Kirschen gewendet. Sie bekamen ihm aber so übel, daſs er einige Jahre lang Schmerzen davon empfinden muſste; denn da seines kleinen Freundes Aeltern bey ihrem Sohne das Federmesserchen erblickten, und erfuhren, daſs er's vom Konrad gekauft habe, schickten sie es sogleich zu seinem Vater, und lieſsen sich erkundigen: ob er darum wisse,

dafs sein Sohn das Federmesser verkauft habe? Da wurde der thörichte Konrad nicht nur scharf gezüchtiget, sondern alle, die mit ihm im Hause waren, wurden nun auf ihn mifstrauisch. So oft etwas im Hause fehlte, so hiefs es allemal: das hat gewifs Konrad mitgenommen. Man durchsuchte seine Tasche, Koffer und Schrank, liefs sich in der Schule erkundigen, ob er das fehlende Stück nicht etwa habe blicken lassen. Dieses kränkte ihn gar sehr. Er weinte oft bittere Thränen, und erst nach einigen Jahren, da er hinlänglich bewiesen hatte, dafs er sich gebessert habe, konnte er seiner Freunde Zutrauen wieder erlangen.

Kinder! stehlet und betrüget nicht, wenn ihr euch nicht höchst unglückselig machen wollt.

XXVII.

Von der Gefälligkeit.

Als Philipp einmal seine Mittagmahlzeit eingenommen hatte, bemerkte er, dafs Lottchen und Ludwig, seine Geschwister, immer einander zunickten und lächelten. Er konnte nicht errathen, was sie vorhatten, er erfuhr es auch nicht, ob er sie gleich einige-

mal darum fragte. Es kam aber bald an Tag. Ludwig fragte ihn: Willst du nicht mit uns in Garten gehen? Er war gleich dazu bereit, und sagte: Wenn es euch Vergnügen macht, so gehe ich gern mit. Da gieng er denn mit ihnen fort, glaubte aber immer, daſs dieser Gang etwas zu bedeuten haben müsse, weil seine Geschwister ganz ungewöhnlich freundlich waren, und das Lachen nicht verbergen konnten, ob sie sich gleich Mühe darum gaben. Er hatte auch wirklich recht. Denn sobald er in das Gartenhäuschen trat, fand er da zehn kleine Leutchen versammelt, die ihm alle freundlich entgegen kamen, ihn umarmten, küſsten und sagten: viel Glück zu deinem Geburtstage, lieber, guter Philipp! erlebe ihn noch vielmal, und allemal gesund und vergnügt! Sie führten ihn darauf zu dem Tische, der mit allerhand artigen Sächelchen besetzt war. Es stand da Kaffee und eine Schüssel voll Zwieback, um seine Freunde zu bewirthen, es lagen da ein paar Bücherchen, die ihm seine guten Aeltern hingestellt hatten, es lag da ein schöner Geldbeutel, den ihm Lottchen ganz heimlich gestrickt hatte: es stund da ein recht schöner Farbenkasten, der von seinen übrigen Freunden für ihr zusammengelegtes Taschengeld war gekauft worden. Das rührte nun den guten Philipp bis zu Thränen; er umarmte seine Freunde alle, und dankte ihnen für die Liebe, die sie zu ihm trugen. Er schenkte ihnen darauf Kaffee ein, lieſs den Zwieback unter ihnen herumgehen, und hatte mit ihnen ein paar recht vergnügte Stunden. Er schlug ihnen hierauf vor,

ein kleines gesellschaftliches Spiel anzufangen. Die ganze Gesellschaft war zufrieden, glaubte aber, daſs sich dieſs besser für den weiten Garten, als für das enge Gartenhäuschen schicke. Und so gieng dann der Zug durch den Garten, und Lottchen wuſste ihn so artig zu lenken, daſs er gerade nach Philipps Blumenbeete zugieng. Philipp sprang voraus, um seinen Gästen alle Blümchen und Kräuterchen zu zeigen, mit denen er es bepflanzt hatte. Er fand aber darauf mehr, als er vermuthete. Ein herrlicher Levkoinstock, dicht voll blaugefüllter Blumen, und verschiedene Sommergewächse waren darauf gepflanzt. Voller Verwunderung stund er still, und dachte nach, wie diese schönen Gewächse auf sein Ländchen möchten gekommen seyn. Er brauchte aber nicht lange nachzudenken, denn sobald er seinen kleinen Freunden in das Gesicht sah, merkte er gleich an ihrem schalkhaften Lächeln, daſs auch diese schönen Geschenke von ihnen herrührten. Sie hatten sie ebenfalls von ihrem Taschengeld heimlich gekauft, und auf sein Beetchen verpflanzt. Diese Gefälligkeit machte ihm neues Vergnügen, und er gab sich alle Mühe, bald durch Worte, bald durch sein Betragen ihnen zu zeigen, wie sehr er durch ihre Liebe gerührt sey.

Der ganze Nachmittag wurde unter Spiel und Vergnügungen zugebracht. Erst da die Abenddämmerung eintrat, nahmen sie von ihm Abschied. Alle nahmen vergnügt Abschied, nur Anselm nicht. Diesem sah man gar deutlich an, daſs er verdrüſslich sey, ob er es gleich zu verbergen suchte.

Fehlt dir etwas Anselm? fragte ihn bey dem Weggehen Fritze, der verständigste unter allen.

Mir fehlt nichts, antwortete er. Aber wie kommt es denn, daß ihr alle Philippen so lieb habt? ihr habt ja seinen Geburtstag gefeyert, als wenn er ein kleiner Prinz wäre. Mein Geburtstag ist ja den vorigen Monat auch gewesen, und —

Und, fuhr Fritze fort, deine Freunde haben dich nicht so beschenkt, wie Philippen, das ist freylich wahr; aber dazu können wir nichts. Sieh! Philipp ist, wie du weißt, der gefälligste Knabe. Er sinnt immer darauf, wie er andern Freude machen will. Wenn er Saamen, oder Spielwerk bekommen hat, so müssen alle seine Freunde an seinem Vergnügen theilnehmen. Er zeigt es ihnen nicht nur, sondern er beschenkt sie auch oft. Erst vorige Woche hat er unter uns etliche Dutzend Nelkenpflänzchen, die er aus dem Saamen gezogen hatte, vertheilt. Wenn wir spielen wollen, so spielt er gern jedes Spiel mit, und wenn einer oder der andere ihm bisweilen ein Späschen macht, so wird er darüber nicht böse. Durch dieses gefällige Betragen macht er nun, daß ihn alle Leute lieb haben, und ihm gern Freude machen. Du aber, lieber Anselm, bist ganz anders. Wenn du Pflänzchen bekommst, die wir noch nicht haben, so gönnst du uns nichts davon, und willst sie gern allein besitzen. Deine Spielsachen läßt du nicht anrühren, und das campische Büchelchen mit den schönen Bilderchen hast du noch keinen von uns durchblättern lassen. Wenn es an ein Spielen geht,

so sollen wir allzeit spielen, was du haben willst, und wenn wir es nicht thun, so murrest du, und spielst oft gar nicht mit. Und, wenn dir jemand zu nahe kommt, dich etwa am Kleide zupft, oder von hinten sich beyschleicht, und dir die Augen zuhält, so wirst du gleich böse, fährst hämisch um dich herum, und schimpfest wohl gar. Sieh! da kann es ja nicht anders kommen, als daß deine Freunde Philippen lieber haben, als dich, und lieber ihm, als dir Freude machen.

Anselm wurde über diese Rede sehr betrübt. Gleichwohl sah er ein, daß Fritze Recht habe. Er nahm sich vor, hinführo freundlicher und gefälliger gegen seine Freunde zu seyn. Im Anfange kostete es ihm viele Mühe, aber nach und nach wurde es ihm leichter. Seine Mühe wurde ihm reichlich belohnt; denn je gefälliger er gegen andere war, desto gefälliger waren diese gegen ihn. Je mehr er andern Freude machte, desto lieber machten ihm diese wieder Freude. Sonst wünschten sie immer Anselmen von ihren Spielen weg, nun aber mußte der gefällige Anselm allemal herbeygerufen werden, wenn ein gesellschaftliches Vergnügen angestellt werden sollte.

Kinder, erweiset einander Gefälligkeit, ihr werdet dadurch nicht nur die Liebe derjenigen gewinnen, gegen die ihr gefällig waret, sondern alle Leute werden euch auch gerne Freude machen.

XXVIII.

Von der Wohlthätigkeit.

Der alte Lukas safs bey Sonnenuntergang vor seiner Hütte. Sein kleiner Sohn Martin, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne stehen und wischte die Augen, die er oft gen Himmel richtete. Dieses befremdete seinen Vater. Er rief ihn zu sich. Martin eilte auf den gehörten Ruf herbey, uud sein liebreicher Vater nahm ihn vor sich in die Schoos. Was ist dir? Lieber! fragte der Greis, indem er ihm in die Augen sah, die vom Weinen roth geworden waren. Fehlt dir was?

Nichts, lieber Vater! war seine Antwort. Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen.

Lukas. Aber du hast ja geweint?

Martin. Nichr aus Betrübnifs, mein Vater!

Lukas. Vor Freuden also? Und was ist dir dann begegnet, mein Lieber, das dich so freudig gemacht hat?

Martin. Lieber Vater! verlang es nicht zu wissen!

Lukas. Nicht? Und könntest du etwas haben, das dein Vater nicht wissen dürfte?

Martin. Bester Vater! — Hast du mir nicht oft gesagt, dafs wir des Guten, das wir thun, uns nicht rühmen sollen?

Lukas. Auch sollst du das nicht thun, mein Sohn! mir nur erzählen sollst du, was dir

begegnet ist, damit ich mich des Guten, wenn es etwas Gutes ist, erfreuen könne mit dir.

Martin. Du willst es, lieber Vater! und ich muſs gehorsam seyn Vor einer Stunde, da ich hin zu meinem Bruder nach der Heerde ging, um ihm das Abendbrod zu bringen, hörte ich im Gebüsche jemanden reden, und schlich leise hinzu, um zu sehen, wer es sey. Es war ein armer alter Greis, der lag auf der Erde, und neben ihm ein groſser Bündel Holz, worauf er sich mit dem Arme gestützt hatte. Sein Gesicht war blaſs, und abgezehrt, und seine Augen waren trüb von Thränen. Ich hörte, indem ich hinterm Busche stand, ihn traurig mit sich selbst sprechen: Guter Gott! sagte er, erbarme dich des Jammers! — Mein armes Weib! meine armen Kleinen! — Aber ich kann nicht mehr vor Mattigkeit. Indem er das sagte, sank er mit dem Kopf auf sein Bündel. Ich blieb noch eine Weile stehen, und da ich sah, daſs er eingeschlafen war, schlich ich hin zu ihm, und legte das Abendbrod, das ich meinem Bruder bringen sollte, neben seinem Kopfe auf das Holz nieder; dann lief ich her zur Mutter, bath sie um mein eigenes Abendbrod, und brachte es hin zu meinem Bruder. Indem ich nun jetzt zurückkam, und wieder an den Busch trat, hinter dem der Alte lag, weckte ihn mein Geräusch.

Was sehe ich, rief er aus, als er das Butterbrod und die Flasche Milch erblickte: Ist ein

Engel Gottes hier gewesen, der mich und meine Kleinen vom Tode erretten wollte? Aber, wer du auch gewesen bist, liebe Seele, die du dieses Labsal für uns hergelegt hast, Gott segne, Gott lohne dich! — Die Thränen flossen ihm dabey über die Wangen. Aber, fuhr er fort, ich Unglücklicher! wo werde ich den Weg aus diesem Walde finden? — Doch, Gott wird mich leiten, daſs ich meinen armen Kleinen diese Erquickung bringe. Er stand, indem er dieses sagte, mit vieler Mühe auf, belud sich wieder mit seinem Bündel Holz, und schlich gebückt und ächzend fort.

Ich selbst nahm einen Umweg, lief ihm eine Strecke vor, und kehrte wieder um, damit ich ihm begegnen muſste. Gott grüſs euch, guter Vater! sagte ich, indem ich bey ihm war: Es wird euch wohl recht sauer, so viel zu tragen? Gebt mir die Flasche mit der Milch, und das Brod! ich will es tragen für euch, und will euch führen, wenn ihr eure Hand auf meine Schulter legen wollt. Der Greis sah mir mit freudiger Verwunderung in das Gesicht, und sagte, indem er seine Hand auf meine Schulter legte: Gott hat dich gesandt, mein Sohn! um mich aus diesem Walde zu führen, worin ich mich verirret hatte. Ich fragte ihn, wohin er gehen wolle, und so führte ich ihn zum Walde hinaus. Er erzählte mir mit nassen Augen, wie unverhofft der liebe Gott während seines Schlafs für ihn gesorgt habe, und bedauerte nichts

mehr, als dafs sein Wohlthäter ihm unbekannt geblieben sey. Alle Morgen und Abend sollen meine Kleinen mit mir für ihn zu Gott bethen, denn er hat uns vom Tode errettet. Auch du, mein Sohn, setzte er hinzu, sollst gesegnet werden von uns, dafs du mich zu meinen Kindern führst, ehe sie für Hunger sterben. Ich brachte ihn bis nahe zu seiner Hütte. Jetzt stellte ich mir nun vor, wie die armen Kinder sich mögen gefreuet haben, da ihr Vater zu Hause kam, und ihnen etwas zu essen mitbrachte! und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. — Du hast es gewollt, lieber Vater! sonst hätte kein Mensch etwas davon erfahren sollen. Er schwieg; und Lukas drückte ihn mit Inbrunst an seine Brust. Nun, rief er aus, kann ich freudig sterben, weil ich weifs, dafs ich einen Sohn hinterlasse, der tugendhaft und glücklich seyn wird.

Kinder! seyd wohlthätig, thut einander Gutes! und ihr werdet von Gott gewifs dafür belohnet werden.

XXIX.

Von der Dankbarkeit.

Der Herr von R . . . hatte sich lange Zeit als preufsischer Werboffizier zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er sollte jetzt wieder zu seinem Regimente gehen.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich bey ihm ein schön gewachsener junger Mensch, und ver-

langte angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten wohlerzogenen Jünglings: aber er zitterte, indem er vor den Offizier trat, an allen Gliedern.

Der Offizier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu, und fragte, was er besorge?

Daß Sie mich abweisen, war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen. Nicht doch! sagte der Offizier, Sie sind mir vielmehr außerordentlich willkommen. Wie können Sie so was besorgen? Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch kommen wird. Wie viel verlangen Sie? fragte der Offizier. Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfniß zwingt mich, hundert Gulden zu fordern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Offizier, sind freylich viel; aber Sie gefallen mir. Ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und ich will nicht mit Ihnen handeln: hier sind sie! Morgen reisen wir von dannen. Und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus.

Der junge Mensch war entzückt. Er bath darauf den Offfzier, daß es ihm erlaubt seyn möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach in einer Stunde wieder da zu seyn. Dieser traute seinem ehrlichen Gesichte, und ließ ihn gehen, Weil er aber in seinem ganzen

Betragen etwas ausserordentliches und geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte, so trieb ihn seine Neugierde an, ihm von ferne zu folgen; und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängnisse laufen, allwo er anpochte, und hineingelassen wurde.

Der Offizier verdoppelte seine Schritte, uud hörte, da er an die Thüre des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden. Hier ist, hört er ihn sagen, das Geld, um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt! Ich lege es bey ihm nieder. Nun führe er mich geschwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreyen. Der Kerkermeister that, was er verlangte.

Der Offizier blieb noch etwas stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen, dann folgte er ihm nach.

Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, ohne ein Wort zu reden. Es vergingen einige Minuten, ehe der Offizier von ihnen bemerkt wurde.

Gerührt ging dieser auf sie zu, sagte zu dem Alten: Beruhigen sie sich! ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben! Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung: Er ist frey! und es reuet mich der Summe nicht, wovon er einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Letzterer weigerte sich anfangs, die ihm angebothene Freyheit anzunehmen; sein Vater sagte, er bedürfe sei-

ner nun nicht mehr, und er möchte einem so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen seyn.

Aber der großmüthige Offizier bestand darauf, daß er bleiben sollte, führte beyde an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bey seiner Abreise das frohe Bewußtseyn mit, zween Unglückliche, die es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

Kinder, seyd dankbar gegen jene, die euch Gutes erweisen. Dankbarkeit ist Pflicht, und erwirbt euch Liebe.

XXX.

Von der Undankbarkeit.

Sophie kam an einem warmen Frühlingsabend von einem Spaziergange zurück, und war so gerührt über das viele Schöne, das sie gesehen hatte, und über das viele Gute, was Gott seinen Geschöpfen thut, dafs sie ein herzliches Verlangen hatte, anch recht viel Gutes thun zu können.

Da begegnete ihr ein kleines schwarzäugichtes Mädchen, das baarfufs ging, elende Kleider anhatte, und mit einer sehr freundlichen Miene sie bath, ihr einige von den Blumen zu geben, die sie in der Hand hatte.

Sophie that es mit Vergnügen, und erkundigte sich zugleich, wem das Mädchen ange-

höre. Da erfuhr Sie, daſs sie weder Vater noch Mutter habe, sondern von einer armen Verwandten erzogen würde, die zunächst in einer kleinen Hütte wohnte. Sogleich ging Sophie mit dem Mädchen zu ihr, und fragte, ob sie ihr die Kleine nicht zur Erziehung überlassen wollte. Sie sollte von ihr, wie ihr eigen Kind, gehalten werden.

Die gute Alte, die sich selbst kaum erhalten konnte, nahm dieses gütige Anerbiethen mit Vergnügen an, und Sophie nahm dieſs Kind auch gleich bey der Hand, und führte es mit sich nach Hause.

Da hatte es nun Brigitte, so hieſs das Mädchen, recht gut. Den folgenden Tag schon wurde ihr neue reinliche Kleidung verfertigt, und die alten Lumpen wurden ihr abgenommen. Sie bekam täglich ihr Frühstück, Mittags- und Abendmahlzeit, die ihr gar herrlich schmeckte, weil sie von Jugend auf die elendeste Kost genossen hatte. Die Thränen flossen ihr oft in die Augen, wenn sie einen Teller voll gutes Gemüſs und Fleisch bekam, und zurückdachte, wie sie sich sonst mit einem Stück Brod und Salz habe behelfen müssen. Und wenn sie die alten Lumpen wieder erblickte, die sie sonst getragen hatte, die ihre Pflegmutter nicht ohne Ursache, in einem Kämmerchen aufbewahrte, und sie mit gegenwärtiger reinlicher Kleidung verglich, so wurde sie noch mehr ge-

rührt. Sie lief alsdann oft zu Sophien, küſste dankbar ihre Hände, und versicherte, daſs sie ihr lebenslang die Wohlthaten nicht vergelten könne, die sie ihr jetzt erzeige.

Sophie that ihr noch weit mehr Gutes. Sie lieſs sie auch im Lesen und Schreiben unterrichten; lieſs ihr das Kochen, Spinnen, Stricken, Nähen, und alles lernen, was ein Mädchen wissen muſs, das einst sich selbst ernähren will. Was du bey mir lernst, Brigittchen, sagte sie ihr oft, das soll einst deine Mitgabe seyn, davon kannst du dir dein Lebelang deinen Unterhalt verschaffen.

Darüber hatte Brigittchen gar eine groſse Freude. Nach und nach aber wurde sie an das Gute, das sie in Sophiens Hause genoſs, so gewohnt, daſs sie vergaſs, daſs dieses eine Wohlthat sey, und sich einbildete, sie habe das Recht, es zu fordern. Sie vergaſs sich einigemale so sehr, daſs sie das Essen tadelte, das ihr Sophie reichen lieſs, und äuſserte zugleich, auch das Kleidchen sey ihr nicht gut genug, das sie ihr geschenkt hatte. Dieses war für die gute Sophie eine groſse Kränkung. Brigitte verging sich aber in der Folge noch weit mehr. Da sie groſs geworden war, und so viel gelernet hatte, daſs sie glaubte, sich selbst ernähren zu können, begegnete sie ihrer Wohlthäterin sehr unfreundlich, und sah einige Tage sauer aus, wenn sie

von ihr einen kleinen Verweis bekommen hatte. Einst hatte sie einen Schleyer, den ihr Sophie zu waschen übergeben hatte, so schlecht gewaschen, daſs ihr Sophie deſswegen einen Verweis geben muſste. Dieses verdroſs das Mädchen so sehr, daſs es in der Stelle seine Sachen, die ihm Sophie geschenkt hatte, zusammenpackte, und von ihr wegzog.

Ihre Wohlthäterin nahm mit nassen Augen von ihr Abschied, und sagte ihr vorher, daſs sie den unbedachtsamen Schritt, den sie jetzt thäte, gewiſs bald bereuen würde. Sie blieb aber auf ihrem harten Sinne, und trennte sich von ihr. Sie ging zu einer andern Frau, both ihr ihre Dienste an, und glaubte, sie würde nun ihrer Geschicklichkeit wegen mit offenen Armen von ihr aufgenommen werden. Sie irrte sich aber gar sehr: denn als sie von ihr wissen wollte, warum sie aus Sophiens Hause gezogen wäre, und Brigitte so boshaft war, daſs sie ihrer Wohlthäterin allerley Uebels nachredete, so erstaunte diese Frau über ihren Undank, und sagte: Und ihr schämt euch nicht, von einer Person so zu sprechen, der ihr euer ganzes Glück zu verdanken habt? Wollt ihr dieser guten Frau nicht gehorchen, wie viel weniger würdet ihr mir gehorsam seyn? Sprecht ihr von dieser übel, wie viel mehr werdet ihr von mir sprechen, da ich nicht im Stande bin, euch so viel Gutes zu erzeigen?

Da mufste Brigitte beschämt abziehen. Sie ging zu einer dritten Frau; bekam aber von ihr eine ähnliche Antwort. Gern wäre sie zu Sophien wieder zurückgegangen, und hätte sie um Verzeihung gebethen; aber sie mufste besorgen, von ihr abgewiesen zu werden. Sie kam endlich in Dienste bey einer sehr reichen Frau, wo sie sich aber sehr übel befand. Gemeiniglich bekam sie verdorbene Speisen, und das Getränk wurde ihr zugemessen. Sie mufste schwere Arbeit thun, und wenn sie das geringste versah, so wurde sie schrecklich ausgescholten. Defswegen zog sie schon nach sechs Wochen wieder von ihr, und suchte eine andere Herrschaft. Hier hatte sie es eben nicht viel besser, und mufste sie ebenfalls nach einem Vierteljahre wieder verlassen. Dieses machte sie immer boshafter, und die schlimme Gewohnheit, ihrer Herrschaft unfreundlich zu begegnen, wurzelte immer tiefer bey ihr ein. Defswegen hatte sie nirgends gute Herrschaft bekommen können. Sie mufste ihr Lebelang sich unter fremden Leuten durchbringen, mufste sich oft ihre vorsetzliche Armuth vorwerfen, und von ihnen mifshandeln lassen. Da weinte sie oft bitterlich, und klagte: All diefs Elend habe ich durch die Undankbarkeit gegen meine Wohlthäterin verdient.

Kinder! seyd nicht undankbar gegen jene, die

euch Gutes thun: denn nichts macht den Menschen mehr verhaßt, als der Undank!

XXXI.

Von der Nächstenliebe.

Die Etsch, ein grofser Strom bey Verona in Italien, war vor einigen Jahren zugefroren. Ein plötzlich einfallendes Thauwetter aber brach das Eis, und machte den Strom auf einmal aufschwellen. Die Gewalt des Grundeises rifs eine der Brücken an beyden Ufern ein, und nur der mittelste Bogen derselben that noch einigen Widerstand. Auf demselben ruhete ein kleines Häuschen, in welchem sich der Zöllner mit seiner ganzen Familie befand. Natürlich fingen diese Unglücklichen an zu schreyen, welches Geschrey wohl viele Menschen herbeyzog; aber keiner wollte es wagen, ihnen zu Hülfe zu kommen. — Es sank ein Stück des letzten Bogens nach dem andern, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben.

Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf Spolverini, und hielt einen Beutel mit Geld empor, den er demjenigen zu geben versprach, der den unglücklichen Zöllner mit seiner Familie retten

würde. Aber es fand sich keiner: denn die Lebensgefahr, die damit verbunden war, schien allen zu grofs und schrecklich zu seyn.

Endlich drängte sich durch den Haufen ein armer Landmann, dem wohl niemand so viel Edelmuth zugetraut hätte. Derselbe sprang in einen Kahn, und ruderte, der Gewalt des Eises und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einstürzenden Bogen. Die schon von Todesangst ergriffene Familie des Zöllners liefs sich eiligst an einem Seile herab in seinen Kahn, und wurde glücklich ans Ufer gebracht. Kaum waren sie gelandet, so stürtzte der Bogen mit dem Häuschen ein — und die Luft erscholl von dem Frohlocken der Zuschauer über die Geretteten.

Nun both der Graf dem edelmüthigen Erretter die verheissene Belohnung dar; — aber wie sehr erstaunte er und jeder Zuschauer, da dieser kaltblütig zurücktrat, und sich weigerte, den Beutel anzunehmen. Für Geld, sprach er, hab ich mein Leben nicht gewagt. — Hier ist eine unglückliche Familie, die jetzt ihr Hab und Gut verloren hat — ihr geben Sie, was Sie für mich bestimmt hatten! — Mit diesen Worten kehrte er sich um, und verlohr sich unter der Menge — und sein Name ist unbekannt geblieben — aber im Himmel steht er angeschrieben.

Kinder! liebet euern Nächsten! liebet ihn thätig und uneigennützig! und ihr werdet Gott gefallen.

Werner

Sammlung von Erzählungen für Kinder

Salzburg 1814

Paed.pr. 2990
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760936-3